



# Leseprobe

Jodi Picoult

## Bis ans Ende der Geschichte

Roman

---

»Vielschichtig und emotional. Eine feinfühlig Story um Schuld und Gerechtigkeit.« *Alles für die Frau*

Bestellen Sie mit einem Klick für 10,00 €



---

Seiten: 576

Erscheinungstermin: 22. August 2016

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

[www.penguinrandomhouse.de](http://www.penguinrandomhouse.de)

JODI PICOULT, geboren 1967 in New York, studierte in Princeton und Harvard. Seit 1992 schrieb sie mehr als zwanzig internationale Bestseller. »Bis ans Ende der Geschichte« war in den USA, in England und Australien die Nr. 1 der Sellerlisten. Die Autorin wurde mehrfach ausgezeichnet, wie etwa 2003 mit dem renommierten New England Book Award. Picoult lebt mit ihrem Mann und zahlreichen Tieren in Hanover, New Hampshire.

»Vielschichtig und hochemotional!«

*Kölner Stadtanzeiger Magazin*

»Es gibt Bücher, die sind gut recherchiert, und Bücher, die sind gut erzählt – Jodi Picoult gelingt es, beides zu verbinden.«

*Münchener Merkur*

»In ihrem einfühlsamen, zugleich fesselnden Roman wagt sich Jodi Picoult an das Thema Holocaust – aufmerksam und sensibel.«

*buchjournal*

»Eine feinfühligte Geschichte um Schuld und Gerechtigkeit, Strafe und Gnade.«

*Grazia*

Besuchen Sie uns auch auf [www.penguin-verlag.de](http://www.penguin-verlag.de)  
und [www.facebook.com/penguinverlag](http://www.facebook.com/penguinverlag)

Jodi Picoult

BIS ANS ENDE  
DER GESCHICHTE

Roman

Aus dem Amerikanischen  
von Elfriede Peschel



**PENGUIN** VERLAG

Die Originalausgabe erschien 2013 unter dem Titel »The Storyteller«  
bei Atria Books, a Division of Simon & Schuster, Inc., New York.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,  
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,  
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf  
deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

8. Auflage

Copyright © 2013 by Jodi Picoult

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2015

C. Bertelsmann Verlag, in der Penguin Random House  
Verlagsgruppe GmbH, Neumarkter Straße 28, 81673 München

Umschlaggestaltung: [www.buerosued.de](http://www.buerosued.de), München

Redaktion: Gerhard Seidl

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-328-10051-5

[www.penguin-verlag.de](http://www.penguin-verlag.de)

*Für meine Mutter Jane Picoult,  
weil du mir gezeigt hast, dass es nichts Wichtigeres  
als die Familie gibt.  
Und weil du nach zwanzig Jahren mal  
wieder dran bist.*

*Mein Vater wurde nicht müde, mir die Wünsche für seine eigene Beerdigungszeremonie zu schildern. »Ania«, pflegte er zu sagen, »keinen Whiskey auf meiner Beerdigung. Ich möchte den besten Brombeerwein. Und keine Tränen, denk dran. Und ich möchte unter Trompetenfanfaren und umschwirrt von weißen Schmetterlingen in die Erde hinabgelassen werden.« Eine echte Persönlichkeit, mein Vater. Er war der Dorfbäcker und backte jeden Tag zusätzlich zu den Laiben für die Dorfbewohner ein einzelnes Brötchen für mich, das so einzigartig wie köstlich war: Der mit süßem Zimt und reichhaltiger Schokolade vermischte Teig war geflochten wie eine Prinzessinnenkrone. Und die geheime Zutat, sagte er, sei seine Liebe zu mir, weshalb dieses Gebäck besser schmeckte als alles andere, was ich je gegessen hatte.*

*Wir wohnten am Rande eines Dorfes, das so klein war, dass jeder jeden beim Namen kannte. Unser Haus war aus Natursteinen erbaut und hatte ein Strohdach; der Ofen, mit dem mein Vater backte, heizte das ganze Haus. Ich saß meist am Küchentisch und pulte Erbsen, die ich in dem kleinen Garten hinter dem Haus anbaute. Mein Vater öffnete dann die Tür des gemauerten Ofens und holte mit dem Brotschieber die krossen, runden Brotlaibe heraus. Im Schein der roten Glut zeichneten sich seine kräftigen Rückenmuskeln unter dem vom Schweiß nassen Bäckerhemd ab. »Ich möchte keine Beerdigung im Sommer, Ania«, ergänzte er. »Sorg dafür, dass sie an einem*

*kühlen Tag stattfindet, wenn ein leichtes Lüftchen weht. Noch bevor die Vögel südwärts fliegen, damit sie für mich singen können.«*

*Ich gab vor, seine Wünsche aufzuschreiben. Dieses makabre Gespräch machte mir nichts aus, denn ich hielt meinen Vater für so stark und unverwundlich, dass ich nicht daran glaubte, eine seiner Bitten jemals erfüllen zu müssen. Einige andere im Dorf fanden diese Art von Beziehung zu meinem Vater, die Tatsache, dass wir über so etwas scherzen konnten, merkwürdig, aber meine Mutter war gestorben, als ich noch ein Kind war, und wir hatten nur noch uns.*

*Die Probleme begannen an meinem achtzehnten Geburtstag. Anfangs beklagten sich nur die Bauern, die, wenn sie zum Füttern ihrer Hühner herauskamen, nur noch ein wildes Gestöber blutiger Federn im Hühnerstall vorfanden oder ein fast völlig ausgeweidetes Kalb, um dessen Kadaver die Fliegen schwirrten. »Ein Fuchs«, meinte Baruch Beiler, der Steuereintreiber, der in einem herrschaftlichen Haus wohnte, das mitten auf dem Dorfplatz prunkte wie ein Edelstein am Hals eines Königs. »Oder auch eine Wildkatze. Zahlt mir, was ihr mir schuldet, und als Gegenleistung wird man euch beschützen.«*

*Eines Tages kam er zu unserem Häuschen, als wir nicht auf ihn vorbereitet waren, und damit meine ich, dass wir es nicht mehr geschafft hatten, die Türen zu verbarrikadieren, das Feuer zu löschen und somit den Anschein zu erwecken, gar nicht zu Hause zu sein. Mein Vater formte herzförmige Laibe, wie er das immer an meinem Geburtstag tat, damit die ganze Stadt erfuhr, dass es ein besonderer Tag war. Baruch Beiler kam in die Küche gestieft, hob seinen Stock mit der goldenen Spitze und schlug damit auf den Arbeitstisch. Eine Mehlwolke stieg auf, und als sie sich wieder legte, fiel mein Blick auf den Teig zwischen den Händen meines Vaters, auf das zweigeteilte Herz.*

*»Bitte«, sagte mein Vater, der sonst nie bettelte. »Ich weiß,*

*was ich versprochen habe. Aber das Geschäft lief schlecht. Wenn Sie mir noch etwas mehr Zeit geben ...«*

*»Du bist in Verzug, Emil«, sagte Beiler. »Ich besitze das Pfandrecht für dieses Rattenloch.« Er kam näher heran. Zum ersten Mal in meinem Leben hielt ich meinen Vater nicht für unbesiegbar. »Weil ich ein großzügiger Mann, ein edelmütiger Mann bin, gebe ich dir Aufschub bis Ende der Woche. Aber wenn du dann nicht mit dem Geld beikommt, nun, ich kann nicht sagen, was dann geschehen wird.« Er hob seinen Stock an und ließ ihn wie eine Waffe durch die Hände gleiten. »Es gab in letzter Zeit so viele ... Unglücksfälle.«*

*»Genau das ist der Grund, weshalb wir so wenig Kundenschaft haben«, warf ich kleinlaut ein. »Es traut sich keiner mehr, zum Markt zu gehen, weil die Leute Angst vor dem Tier da draußen haben.«*

*Baruch Beiler drehte sich um, als würde er meine Anwesenheit zum ersten Mal bemerken, und musterte mich – von meinen dunklen Haaren, die in einem Zopf zusammengefasst waren, bis zu den Lederstiefeln an meinen Füßen, deren Löcher mit dicken Stoffflicken repariert worden waren. Ich erschauerte unter seinem Blick, der jedoch anders als der Damians war, der Hauptmann der Wache, der mich mit seinen Blicken verfolgte, wenn ich den Dorfplatz verließ – als wäre ich Sahne und er die Katze. Nein, dieser Blick war geschäftsmäßiger, taxierender. Ich fühlte mich, als versuchte Baruch Beiler abzuschätzen, welchen Wert ich haben könnte.*

*Er griff über meine Schulter hinweg zum Drahtgestell, auf dem die letzte Ladung Brotlaibe zum Auskühlen lag, nahm sich einen herzförmigen Laib vom Regal und klemmte ihn sich unter den Arm. »Für unterwegs«, verkündete er und verließ das Haus, wobei er die Tür sperrangelweit geöffnet ließ, einfach nur deshalb, weil er es sich erlauben konnte.*

*Mein Vater sah ihm hinterher und zuckte mit den Schultern. Dann nahm er die nächste Handvoll Teig und begann, ihn zu formen. »Achte nicht auf ihn. Er ist ein kleiner Mann,*



*der einen großen Schatten wirft. Eines Tages werde ich auf seinem Grab tanzen.« Und mit einem Lächeln, das sein Gesicht weich werden ließ, wandte er sich mir zu. »Ach, übrigens, Ania, da fällt mir etwas ein. Auf meiner Beerdigung soll es eine Prozession geben. Erst die Kinder, die Rosenblüten streuen. Dann edelste Damen, mit Sonnenschirmen, so bunt wie exotische Blüten. Dann natürlich mein Sarg, gezogen von vier – nein – von fünf schneeweißen Pferden. Und schließlich hätte ich Baruch Beiler gern als Schlusslicht, der den Pferdewagen aufammelt.« Dabei warf er den Kopf in den Nacken und lachte. »Außer natürlich, er stirbt zuerst. Je eher, desto besser.«*

*Mein Vater wurde nicht müde, mir die Wünsche für seine eigene Beerdigungszeremonie zu schildern... am Ende aber sollte ich zu spät kommen.*

# TEIL I

**Man kann unmöglich gläubig sein in einer Welt, die auf-  
gehört hat, den Menschen als Menschen zu sehen, die einem  
»beweist«, dass man kein Mensch mehr ist.**

**Simon Wiesenthal, *Die Sonnenblume***

## SAGE

Wir haben den zweiten Dienstag im Monat, und Mrs. Dombrowski bringt ihren toten Ehemann mit in unsere Therapiegruppe.

Es ist gerade erst fünfzehn Uhr, und die meisten von uns sind noch damit beschäftigt, den mehr oder weniger ungenießbaren Kaffee in Pappbecher zu füllen. Ich habe einen Teller Gebäck mitgebracht – Stuart hatte mir letzte Woche erzählt, er komme nicht mehr wegen der Trauerarbeit zu Helping Hands, sondern nur noch wegen meiner Butterscotch-Pekan-Muffins –, und als ich den Teller gerade hinstellen will, deutet Mrs. Dombrowski mit einem scheuen Nicken auf die Urne, die sie in Händen hält. »Das«, teilt sie mir mit, »ist Herb. Herbie, das ist Sage. Sie ist die, von der ich dir erzählt habe – die Bäckerin.«

Ich bleibe wie erstarrt stehen und neige wie üblich meinen Kopf, sodass meine Haare die linke Seite meines Gesichts bedecken. Sicherlich gibt es ein Protokoll dafür, wie man einem eingäscherten Ehepartner zu begegnen hat, aber ich bin ziemlich verloren. Soll ich Hallo sagen? Den Griff der Urne schütteln?

»Na so was«, sage ich schließlich, denn wir haben in dieser Gruppe zwar nicht viele Regeln, diese wenigen sind dafür aber strengstens zu befolgen: Sei ein guter Zuhörer, urteile nicht und setze der Trauer anderer keine Grenzen. Und wer kannte diese Regeln besser als ich? Schließlich kam ich seit fast drei Jahren hierher.

»Was haben Sie mitgebracht?«, will Mrs. Dombrowski von mir wissen, und da erst wird mir klar, warum sie die Urne ihres Ehe-

manns mit sich herumschleppt. Bei unserem letzten Treffen hat unsere Moderatorin – Marge – vorgeschlagen, für die anderen ein Erinnerungsstück an das mitzubringen, was wir verloren haben. Und jetzt sehe ich auch, dass Shayla ein paar rosa Strickschühchen so fest umklammert hält, dass ihre Knöchel ganz weiß sind. Ethel hält eine Fernbedienung in der Hand. Stuart hat – wieder – die bronzene Totenmaske seiner ersten Frau dabei. Die Maske ist schon mehrmals in unserer Gruppe aufgetaucht und war das Gruseligste, was ich je gesehen habe – bis jetzt, da Mrs. Dombrowski Herb mitgebracht hat.

Bevor ich eine Antwort stottern kann, ruft Marge unsere kleine Gruppe zur Ordnung. Wir bilden mit unseren Klappstühlen einen Kreis, dicht genug beieinander, damit wir jemandem auf die Schulter klopfen oder eine tröstende Hand ausstrecken können. In der Mitte steht eine Schachtel Papiertaschentücher, die Marge zu jeder Sitzung für alle Fälle mitbringt.

Marge beginnt häufig mit einer allgemeinen Frage: *Wo wart ihr während der Ereignisse von 9/11?* Durch eine gemeinsame Tragödie kommen die Leute ins Gespräch, und dies macht es oft einfacher, über das persönliche Unglück zu sprechen. Aber dennoch gibt es immer Leute, die gar nichts sagen. Manchmal vergehen Monate, bevor man überhaupt erfährt, wie sich die Stimme eines neuen Teilnehmers anhört.

Heute jedoch erkundigt Marge sich gleich nach den Erinnerungsstücken, die wir mitgebracht haben. Ethel hebt die Hand. »Die hat Bernard gehört«, sagt sie und streicht mit dem Daumen über die Fernbedienung. »Ich wollte nicht, dass er sie hat – ich habe weiß Gott wie oft versucht, sie ihm aus der Hand zu nehmen. Ich habe nicht mal mehr den Fernseher, für den sie gedacht ist. Aber irgendwie bringe ich es nicht übers Herz, sie wegzuzwerfen.«

Ethels Ehemann lebt noch, aber er hat Alzheimer und keine Ahnung mehr, wer sie ist. Die Verluste, die die Leute betrauern, sind mannigfaltig – von klein bis groß. Man kann seine Schlüssel, seine Brille, seine Jungfräulichkeit verlieren. Man kann den Kopf

verlieren, sein Herz oder auch den Verstand. Man kann sein Zuhause aufgeben, um ins betreute Wohnen zu ziehen, oder muss ein Kind auf einen anderen Kontinent ziehen lassen, oder man muss mit ansehen, wie der Ehepartner in der Demenz versinkt. Verlust ist nicht allein auf den Tod beschränkt, und Trauer ist mit Grauschleiern überzogenes Gefühl.

»Mein Ehemann nimmt die Fernbedienung in Beschlag«, sagt Shayla. »Und er sagt, er tue dies, weil die Frauen alles andere kontrollieren.«

»Eigentlich ist es ein Instinkt«, wirft Stuart ein. »Der Teil des Gehirns, der für territoriale Ansprüche zuständig ist, ist bei Männern größer als bei Frauen. Das habe ich in der Sendung von John Tesh gehört.«

»Und dadurch wird es zur unumstößlichen Wahrheit?« Jocelyn verdreht die Augen. Wie ich ist sie in den Zwanzigern. Doch im Unterschied zu mir hat sie keine Geduld für alle, die jenseits der vierzig sind.

»Danke, dass Sie uns Ihr Erinnerungsstück vorgestellt haben«, schaltet sich Marge rasch ein. »Was haben Sie heute mitgebracht, Sage?«

Meine Wangen fangen an zu brennen, als aller Augen sich auf mich richten. Obwohl ich jeden Einzelnen in der Gruppe kenne, obwohl unser Kreis auf Vertrauen gründet, ist es für mich noch immer schmerzhaft, mich den musternden Blicken zu öffnen. Die Haut meiner Narbe, ein Seestern, der sich faltig über mein linkes Augenlid und die Wange zieht, spannt noch mehr als sonst.

Ich schüttele meine langen Stirnfransen über die Augen und ziehe unter meinem Tanktop die Kette mit dem Ehering meiner Mutter als Anhänger hervor, die ich ständig trage.

Natürlich weiß ich, warum es sich – drei Jahre nach dem Tod meiner Mom – noch immer anfühlt, als würde mir ein Schwert in die Rippen gestoßen, wenn ich an sie denke. Aus demselben Grund bin ich auch als Einzige meiner ursprünglichen Trauergruppe noch hier. Während die meisten Leute zu therapeutischen Zwecken herkommen, kam ich her, um mich zu bestrafen.

Jocelyn hebt eine Hand. »Ich habe damit echt ein Problem.«

Meine Röte vertieft sich, weil ich glaube, dass sie von mir spricht, bis ich merke, dass sie die Urne auf Mrs. Dombrowskis Schoß anstarrt.

»Das ist widerlich!«, ereifert sich Jocelyn. »Wir sollten doch nichts Totes mitbringen. Wir sollten ein Erinnerungsstück mitbringen.«

»Er ist kein Etwas, er ist ein Jemand«, korrigiert Mrs. Dombrowski.

»Ich möchte nicht eingeäschert werden«, überlegt Stuart. »Die Vorstellung, in einem Feuer umzukommen, verursacht bei mir Albträume.«

»Kleiner Hinweis: Du bist bereits *tot*, wenn man dich ins Feuer schiebt«, sagt Jocelyn, und Mrs. Dombrowski bricht in Tränen aus.

Ich greife nach der Schachtel mit den Taschentüchern und reiche sie ihr. Während Marge Jocelyn freundlich, aber entschieden an die Regeln in dieser Gruppe erinnert, suche ich die Toilette auf.

Ich wuchs damit auf, im Verlust etwas Positives zu sehen. Denn meine Mutter meinte immer, ein Verlust habe sie die Liebe ihres Lebens finden lassen. Sie hatte ihre Handtasche in einem Restaurant vergessen, ein Souschef entdeckte sie und fand heraus, wem sie gehörte. Doch als er meine Mutter anrief, war sie nicht zu Hause, und ihre Mitbewohnerin nahm die Nachricht entgegen. Beim späteren Rückruf meiner Mutter meldete sich eine Frau am Telefon, die den Hörer an meinen Vater weitergab. Als sie sich trafen, damit er meiner Mutter ihre Handtasche zurückgeben konnte, entsprach er genau ihren Vorstellungen... doch sie wusste aufgrund ihres ersten Telefonats, dass er mit einer Frau zusammenlebte.

Die einfach nur seine Schwester war.

Mein Dad starb an einem Herzanfall, als ich neunzehn war, und die einzig sinnvolle Erklärung, die ich dafür finde, dass ich drei Jahre später meine Mutter verlor, ist die, dass sie nun wieder mit ihm zusammen ist. Das rede ich mir jedenfalls ein.

Auf der Toilette streiche ich mir die Haare aus dem Gesicht.

Inzwischen ist die Narbe silbern und wellig und fältelt meine Wange und meine Braue wie die Einschnürung eines Seidenbeutels. Abgesehen von der Tatsache, dass mein Lid herunterhängt und die Haut zu sehr gedehnt wird, würde man auf den ersten Blick nicht erkennen, dass mit mir etwas nicht stimmt – das jedenfalls behauptet meine Freundin Mary. Aber es fällt den Leuten auf. Sie sind nur zu höflich, etwas zu sagen, außer es sind Kinder unter vier, dann zeigen sie mit dem Finger auf mich und fragen mit ihrer brutalen Ehrlichkeit ihre Mütter, was mit dem Gesicht dieser Frau los ist.

Obwohl die Narbe inzwischen verblasst ist, sehe ich sie immer noch so wie direkt nach dem Unfall: roh und rot, ein gezackter Blitz, der die Symmetrie meines Gesichts zerreißt. Was das angeht, bin ich vermutlich einem Mädchen mit Essstörungen sehr ähnlich, das keine hundert Pfund wiegt, aber beim Blick in den Spiegel eine dicke Person sieht. Eigentlich ist es für mich gar keine Narbe. Es ist eine Landkarte von dort, wo mein Leben die falsche Richtung nahm.

Beim Verlassen der Toilette pflüge ich fast einen alten Mann um. Ich überrage ihn und kann die rosa Kopfhaut unter seinem wirren Schopf weißer Haare sehen.

»Ich komme schon wieder zu spät«, sagt er mit Akzent. »Ich habe mich wohl vertan.«

Da ist er wohl nicht der Einzige, sage ich mir. Wir kommen doch alle nur aus einem Grund hierher: um uns an dem festzuhalten, was wir verloren haben.

Dieser Mann ist ein neues Mitglied der Trauergruppe, er kommt erst seit zwei Wochen. Bis jetzt hat er sich noch in keiner Sitzung zu Wort gemeldet. Doch er kam mir irgendwie bekannt vor, ich hätte aber nicht sagen können, woher.

Jetzt schon. Die Bäckerei. Er kommt oft mit seinem Hund vorbei, einem kleinen Dackel, und er bestellt ein frisches Brötchen und einen schwarzen Kaffee. Dann schreibt er stundenlang in ein schwarzes Notizbüchlein, während der Hund zu seinen Füßen schläft.

Als wir in den Raum zurückkommen, zeigt Jocelyn gerade ihr Erinnerungsstück: etwas, das aussieht wie ein übel zugerichteter, verdrehter Oberschenkelknochen. »Der gehörte Lola«, sagt sie und dreht sanft den Lederknochen in den Händen. »Ich habe ihn unter der Couch gefunden, nachdem wir sie eingeschlafert hatten.«

»Warum sind Sie eigentlich hier?«, herrscht Stuart sie an. »Es war doch nur ein verdammter Hund!«

Jocelyns Augen verengen sich zu Schlitzten. »Jedenfalls habe ich sie nicht in *Bronze* verewigt.«

Sie beginnen zu streiten, während der alte Mann und ich im Kreis Platz nehmen.

Marge nutzt dies, um abzulenken. »Willkommen, Mr. Weber«, sagt sie. »Jocelyn hat uns gerade erzählt, wie viel ihr Haustier ihr bedeutete. Hatten Sie auch mal ein geliebtes Haustier?«

Ich muss an den kleinen Hund denken, den er mit in die Bäckerei bringt. Er teilt sein Brötchen mit ihm.

Aber der Mann schweigt. Er senkt den Kopf, als würde er in seinen Sitz gedrückt. Ich kenne diese Haltung, diesen Wunsch, sich in nichts aufzulösen.

»Man kann ein Tier mehr lieben, als man Menschen liebt«, bricht es zu meiner Überraschung aus mir heraus. Alle wenden sich mir zu, weil ich, anders als die anderen, kaum jemals die Aufmerksamkeit auf mich ziehe, indem ich freiwillig etwas preisgebe. »Es kommt nicht darauf an, was in einem ein Loch zurücklässt. Es kommt nur darauf an, dass es da ist.«

Der alte Mann sieht langsam auf. Ich kann die Hitze seines Blicks durch meinen Haarvorhang spüren.

»Mr. Weber«, spricht Marge ihn an, als sie es bemerkt. »Vielleicht haben Sie uns heute ein Erinnerungsstück mitgebracht ...?«

Er schüttelt den Kopf, seine blauen Augen sind stumpf und ausdruckslos.

Marge lässt sein Schweigen im Raum stehen – eine Opfergabe. Sie tut dies, wie ich weiß, weil einige Leute zum Reden, andere jedoch nur zum Zuhören herkommen. Aber das Fehlen einer Geräuschkulisse pocht wie ein Herzschlag. Ohrenbetäubend.



Das ist das Paradox des Verlusts: Wie kann etwas, das nicht mehr vorhanden ist, uns so sehr niederdrücken?

Am Ende der Stunde bedankt Marge sich bei uns für die Teilnahme, und wir klappen die Stühle zusammen und sammeln unsere Pappteller und Servietten ein. Die übrig gebliebenen Muffins wickle ich ein und gebe sie Stuart. Wozu sie wieder mit zurück in die Bäckerei nehmen? Dann gehe ich, um zu meiner Arbeit zurückzukehren.

Wenn man wie ich sein ganzes Leben in New Hampshire verbracht hat, kann man einen Wetterwechsel riechen. Es ist drückend heiß, aber in unsichtbarer Tinte steht Gewitter am Himmel geschrieben.

»Verzeihung...«

Ich drehe mich um, als ich Mr. Webers Stimme höre. Er steht mit dem Rücken zur Kirche der Episkopalen, in der wir unsere Treffen abhalten. Obwohl es bestimmt noch dreißig Grad hat, trägt er ein langärmeliges, bis oben zugeknöpftes Hemd mit einer schmalen Krawatte.

»Das war nett von Ihnen, wie Sie diesem Mädchen zur Seite gesprungen sind.« Seine Betonung ist etwas seltsam.

Ich wende mich ab. »Danke.«

»Sie sind Sage?«

Wenn das nicht die Vierundsechzigtausend-Dollar-Frage ist! Ja, so heiße ich, aber der Doppelsinn – dass ich nicht nur nach einem duftenden Kraut benannt, sondern auch voller Weisheit bin – traf nie wirklich auf mich zu. Es hat in meinem Leben viel zu viele Momente gegeben, die mich fast aus der Bahn geworfen hätten, weil ich mich eher von Gefühlen habe mitreißen als von der Vernunft habe mäßigen lassen.

»Ja«, sage ich.

Das unbeholfene Schweigen dehnt sich zwischen uns aus wie Hefeteig. »Diese Gruppe ... Sie kommen schon lange her.«

Ich weiß nicht recht, ob ich nicht in Abwehrhaltung gehen sollte. »Ja.«

»Dann finden Sie sie also hilfreich?«

Wenn sie hilfreich wäre, würde ich nicht mehr kommen. »Es sind alles wirklich nette Leute. Nur glaubt jeder von ihnen manchmal, seine Trauer sei größer als die aller anderen.«

»Sie sagen nicht viel«, meint Mr. Weber. »Aber wenn Sie es *tun* – dann sind Sie eine Dichterin.«

Ich schüttelte den Kopf. »Ich bin Bäckerin.«

»Kann ein Mensch nicht zwei Dinge gleichzeitig sein?«, fragt er und entfernt sich dann langsam.

Außer Atem und mit gerötetem Gesicht, treffe ich in der Bäckerei ein und sehe meine Chefin von der Decke hängen. »Entschuldige die Verspätung«, sage ich. »Der Andrang auf die Pilgerstätte ist mal wieder riesig, und so ein Idiot hat mit seinem Escalade meinen Parkplatz belegt.«

Mary hat ganz im Stil von Michelangelo eine fahrbare Plattform aufgestellt, damit sie auf dem Rücken liegend die Decke der Bäckerei bemalen kann. »Der Idiot dürfte der Bischof sein«, erwidert sie. »Er kam herein, bevor er sich an den Aufstieg machte, und meinte, dein Olivenbrot sei himmlisch, was aus seinem Mund schon ein sehr großes Lob ist.«

In ihrem früheren Leben war Mary DeAngelis Schwester Mary Robert. Sie hat einen grünen Daumen und war bekannt für die hervorragende Pflege, die sie der Gartenanlage ihres Klosters in Maryland angedeihen ließ. Es war an Ostern, als sie den Priester sagen hörte *Er ist auferstanden*, woraufhin sie sich von der Kirchenbank erhob und nach draußen ging. Sie verließ den Orden, färbte sich die Haare pink und wanderte den Appalachian Trail. Irgendwo auf den Presidential Range erschien Jesus ihr dann jedoch in einer Vision und sagte ihr, dass es viele Seelen gebe, die gespeist werden müssten.

Sechs Monate später eröffnete Mary die Bäckerei Our Daily Bread zu Füßen der Pilgerstätte Our Lady of Mercy in Westbrook, New Hampshire. Die Pilgerstätte mit einer Meditationsgrotte, einem Friedensengel, den Kreuzwegstationen und einer geweihten Treppe erstreckt sich über eine Fläche von sechsein-

halb Hektar. Außerdem gibt es einen Laden, in dem Kreuze, Kruzifixe, Bücher über Katholizismus und Theologie, christliche Musik-CDs, Anhänger von Heiligen und Krippensets von Fontanini feilgeboten werden. Aber die Besucher kommen hauptsächlich, um den zweihundertfünfzig Meter langen Rosenkranz aus New-Hampshire-Granit zu bestaunen, dessen Steinperlen durch Kettenglieder miteinander verbunden sind.

Es war eine Schönwetterpilgerstätte, und während des Winters in New England brach das Geschäft jedes Jahr drastisch ein. Genau darauf beruhte Marys Geschäftsidee: Was gab es Profaneres als frisch gebackenes Brot? Warum also nicht die Einkünfte der Pilgerstätte ankurbeln, indem man sie durch eine Bäckerei ergänzte, die Gläubige und Ungläubige gleichermaßen anzog?

Der einzige Haken daran war, dass sie keine Ahnung vom Backen hatte.

Und da komme ich ins Spiel.

Mit neunzehn Jahren begann ich zu backen, als unerwartet mein Vater starb. Ich kam vom College zur Beerdigung nach Hause, aber als ich wieder zurückkehrte, war nichts mehr wie vorher. Ich starrte die Wörter in den Lehrbüchern an, als wären sie in einer mir unbekanntem Sprache geschrieben. Ich konnte mich nicht dazu aufraffen, aufzustehen und meine Kurse zu besuchen. Ich verpasste ein Examen, dann das nächste. Ich gab keine Arbeiten mehr ab. Dann wurde ich eines Nachts in meinem Schlafsaal wach und roch Mehl – so viel Mehl, dass ich das Gefühl hatte, mich darin gewälzt zu haben. Ich duschte mich, wurde aber den Geruch nicht los. Er erinnerte mich an meine Kindheit, wenn ich am Sonntagmorgen vom Duft frischer Bagels und Bialys wach wurde, die mein Vater gebacken hatte.

Er hat immer versucht, es meinen Schwestern und mir beizubringen, aber wir waren meist viel zu beschäftigt mit Schule und Feldhockey und Jungs, um aufzupassen. Das dachte ich jedenfalls, bis ich mich in die Küche schlich, die zum Wohntrakt des Colleges gehörte, und dort jede Nacht Brot backte.

Ich legte die Laibe wie ausgesetzte Babys auf die Türschwellen

der Büros der von mir bewunderten Professoren, vor die Schlafsäle der Jungs, deren Lächeln so schön war, dass es mir linkisch die Sprache verschlug. Zur Krönung legte ich eine Reihe von Sauerteigbrötchen auf das Lesepult und schob eine Boule in die riesige Tasche der für die Cafeteria zuständigen Frau, die mir immer Pfannkuchen und Speck aufdrängte, weil sie meinte, ich sei zu dünn. An dem Tag, als meine wissenschaftliche Betreuerin mir mitteilte, dass ich in dreien meiner vier Seminare durchgefallen war, hatte ich zu meiner Verteidigung nichts vorzubringen, doch ich überreichte ihr ein Baguette mit Honig und Anis, bitter und süß.

Eines Tages tauchte überraschend meine Mutter auf. Sie quartierte sich in meinem Zimmer ein und übernahm das Mikromanagement meines Lebens, indem sie dafür sorgte, dass ich aß, in ihrer Begleitung zum Unterricht ging und mich die Lektüre abfragte, die ich als Hausaufgabe aufhatte. »Wenn ich nicht aufgebe«, erklärte sie mir, »wirst du das auch nicht tun.«

Am Ende wurde daraus ein Fünfjahresplan, aber ich schaffte den Abschluss. Meine Mutter erhob sich und pfiß durch die Zähne, als ich über die Bühne lief, um mir mein Diplom aushändigen zu lassen. Und dann ging alles den Bach runter.

Die Frage: Wie schafft man es, einen Moment lang ganz oben zu sein und dann so abstürzen, dass man am Tiefpunkt landet?, hat mich seitdem nicht mehr losgelassen. Ich habe über alles nachgedacht, was ich hätte anders machen können, und mich gefragt, ob es zu einem anderen Ergebnis geführt hätte. Aber durch Überlegungen ändert sich nichts, oder? Und so gab ich dann, selbst verletzt mit blutunterlaufenem Auge und Frankenstein-Monsterstichen, die meine Schläfe und Wange wie die Naht eines Baseballs umrundeten, meiner Mutter den gleichen Rat, den sie mir gegeben hatte: *Wenn ich nicht aufgebe, dann gibst du auch nicht auf.*

Und anfangs tat sie das auch nicht. Es dauerte fast sechs Monate, bis ein Organ nach dem anderen versagte. Jeden Tag saß ich an ihrem Krankenhausbett und ging abends nach Hause,

um mich auszuruhen. Was mir allerdings nicht gelang. Stattdessen fing ich wieder zu backen an – mein Therapiekonzept. Ich brachte ihren Ärzten Bauernbrote. Backte Brezeln für die Krankenschwestern. Für meine Mutter backte ich ihr Lieblingsgebäck – Zimtbrötchen mit dicker Glasur. Jeden Tag backte ich eins, aber sie bekam davon nie einen Bissen runter.

Marge, die Betreuerin der Trauergruppe, machte den Vorschlag, mir einen Job zu suchen, damit wieder Normalität in mein Leben einkehrte. Tu so, dann wirst du so, meinte sie. Aber der Gedanke, im grellen Tageslicht zu arbeiten, wo jeder auf mein Gesicht starren würde, war mir unerträglich. Ich war früher schon schüchtern gewesen, jetzt zog ich mich vollends in mein Schneckenhaus zurück.

Mary behauptet, Gott habe die Hände im Spiel gehabt, als sie mir über den Weg lief. – Sie bezeichnet sich als genesende Nonne, aber in Wahrheit hat sie nur ihr Habit abgelegt und nicht ihren Glauben. – Ich hingegen glaube nicht an Gott und sehe es als glücklichen Zufall an, dass ich auf Marges Vorschlag hin schon bei meiner ersten Suche unter den Kleinanzeigen eine Stellenausschreibung für einen Bäckermeister fand – der nachts allein arbeitete und ging, wenn die Kunden nach und nach in den Laden kamen. Beim Vorstellungsgespräch ging Mary nicht auf den Tatbestand ein, dass ich über keinerlei Erfahrung, keine einschlägigen Sommerjobs und keine Referenzen verfügte. Das Entscheidende war jedoch, dass sie nach einem Blick auf meine Narbe sagte: »Ich denke, wenn Sie mir was darüber erzählen wollen, werden Sie es tun.« Und damit hatte es sich. Später, als ich sie näher kannte, wurde mir klar, dass sie beim Gärtnern niemals den Samen im Blick hat. Sie stellt sich bereits die Pflanze vor, die daraus erwachsen wird. Und ich nehme an, dass sie das Gleiche dachte, als sie mich traf.

Nur gut, dass meine Mutter es nicht mehr erlebt hat, mich bei Our Daily Bread mein täglich Brot backen zu sehen. Sie und mein Vater waren beide Juden. Meine Schwestern, Pepper und Saffron, sind beide zur Bat-Mizwa gegangen. Obwohl wir neben warmen

Brötchen auch Bagels und Challot verkauften, obwohl die Kaffeebar, die der Bäckerei angeschlossen ist, HeBrews hieß – wusste ich, dass meine Mutter gesagt hätte: *Warum musst du dir unter allen Bäckereien dieser Welt ausgerechnet eine aussuchen, wo du für eine Schickse arbeiten musst?*

Aber meine Mutter wäre auch die Erste gewesen, die mir gesagt hätte, dass ein guter Mensch ein guter Mensch ist, unabhängig von jeder Religion. Und sie wird, egal, wo sie jetzt auch ist, sicherlich wissen, wie viele Male Mary mich in der Backstube in Tränen aufgelöst antraf und den Laden erst aufgemacht hat, nachdem sie mich getröstet hatte. Ich denke, sie weiß auch, dass Mary jedes Jahr am Todestag meiner Mutter die Tageseinnahmen der Bäckerei an die zionistische Frauenorganisation Hadassah spendet. Und dass Mary der einzige Mensch ist, vor dem ich nicht aktiv meine Narbe zu verbergen suche. Sie ist nicht nur meine Arbeitgeberin, sie ist auch meine beste Freundin, und ich glaube gern daran, dass dies meiner Mutter wichtiger wäre als die Frage, wo Mary betet.

Ein Spritzer violette Farbe tropft neben meinem Fuß auf den Boden und lässt mich nach oben schauen. Mary malt wieder eine ihrer Visionen. Diese überkommen sie mit atemberaubender Regelmäßigkeit – mindestens drei pro Jahr –, und für gewöhnlich führen sie zu einer Veränderung der Ausstattung unseres Ladens oder unserer Ware. Die Kaffeebar war eine von Marys Visionen. Ebenso das Treibhausfenster mit den zarten Orchideen, deren Blüten sich wie eine Perlenschnur auf das sattgrüne Blattwerk legen. Eines Winters initiierte sie einen Strickkreis in Our Daily Bread, in einem anderen Jahr war es ein Yogakurs. Hunger, sagt sie mir immer wieder, hat nichts mit dem Bauch, dafür umso mehr mit dem Kopf zu tun. Was Mary eigentlich leitet, ist keine Bäckerei, sondern eine Gemeinde.

Einige von Marys Aphorismen schmücken die Wände: *Suche und du wirst finden. Wer wandert, ist nicht verloren. Nicht die Jahre deines Lebens zählen, sondern das Leben in deinen Jahren zählt.* Manchmal frage ich mich, ob Mary sich diese Plattitüden

tatsächlich ausdenkt oder ob sie sich nur an griffige Slogans auf *Life-is-Good*-T-Shirts erinnert. Aber das ist unbedeutend, denn unsere Kunden scheinen Freude daran zu haben, sie zu lesen.

Heute malt Mary ihr neuestes Mantra. *All you knead is love*, lese ich. *Alles, was du knetest...*

»Was hältst du davon?«, fragt sie.

»Dass Yoko Ono dich wegen Verstoßes gegen das Copyright verklagen wird«, antworte ich.

Rocco, unser Barista, wischt die Theke ab. »Lennon war brillant«, sagt er. »Stell dir vor, er lebte noch / heute – *Imagine?*«

Rocco ist neunundzwanzig, hat vorzeitig ergraute Dreadlocks und spricht nur in Haiku. Das sei sein *Ding*, erklärte er Mary, als er sich für den Job bewarb. Wegen seines außerordentlichen Talents, Schaumkunst zu schaffen – die gemusterten Strudel auf den Lattes und Caffè mochas –, war sie bereit, über diesen kleinen verbalen Tick hinwegzusehen. Er vermag Farne, Herzen, Einhörner, Lady Gaga, Spinnweben und an Marys Geburtstag sogar einmal Papst Benedikt XVI. zu zaubern. Ich hingegen schätze eine von Roccas anderen Eigenarten: Er sieht den Leuten nicht in die Augen. Er sagt, auf diese Weise könne einem jemand die Seele stehlen.

Womit er recht hat.

»Keine Baguettes mehr«, sagt Rocco zu mir. »Mit Kaffee Kunden beruhigt.« Er hält inne und zählt im Geiste die Silben. »Back heut bitte mehr.«

Mary senkt ihre Plattform ab. »Wie lief es bei deinem Treffen?«

»Wie üblich. War es den ganzen Tag über so ruhig?«

Mit einem weichen Plumps schlägt sie auf dem Boden auf. »Nein, wir hatten einen Ansturm, nachdem die Vorschulkinder abgeliefert waren, und auch zur Lunchzeit war viel Betrieb.« Sie steht auf, wischt sich die Hände an ihrer Jeans ab und folgt mir in die Backstube. »Übrigens hat Satan angerufen«, sagt sie.

»Lass mich raten. Er möchte eine Sonderanfertigung eines Geburtstagskuchens für Joseph Kony.«

»Zum Teufel«, erwidert Mary, als hätte ich nichts gesagt, »ich meine Adam.«

Adam ist mein fester Freund. Aber auch wieder nicht, weil er der Ehemann einer anderen ist. »So schlimm ist Adam nicht.«

»Er ist ein heißer Typ, Sage, und er ist emotional destruktiv. Aber wie du meinst...« Mary zuckt die Achseln. »Ich überlasse das Feld jetzt Rocco und gehe hoch zur Pilgerstätte, um dort ein wenig zu jäten.« Obwohl sie dort nicht angestellt ist, scheint keiner etwas dagegen zu haben, wenn die ehemalige Nonne mit dem grünen Daumen dafür sorgt, dass Blumen und Pflanzen gut gedeihen. Gärtnern – schweißtreibendes, Machete schwingendes, Wurzeln ausgrabendes, Sträucher herausziehendes Gärtnern – dient Mary zur Entspannung. Manchmal glaube ich, sie schläft überhaupt nicht, sondern unterzieht sich einer Fotosynthese wie ihre geliebten Pflanzen. Sie scheint über mehr Energie und Tempo zu verfügen als wir gewöhnlichen Sterblichen und lässt Tinker Bell wie ein Faultier aussehen. »Die Funkien haben geputscht.«

»Dann viel Spaß«, sage ich, binde mir die Schürze um und konzentriere mich auf die Arbeit dieser Nacht.

Für die vielen Brotlaibe, die ich gleichzeitig vorbereite, habe ich einen riesigen Spiralmixer in der Backstube. Vortrieb in unterschiedlichen Temperaturen steht in sorgfältig beschrifteten Kanistern bereit. Für das Mischungsverhältnis der Backzutaten verwende ich eine Exceltabelle, es sind verrückte Rechenoperationen, die am Ende immer mehr als hundert Prozent ergeben. Aber am liebsten backe ich nur mit einer Schüssel, einem Holzlöffel und den vier Zutaten: Mehl, Wasser, Hefe. Salz. Und dann braucht man nur noch Zeit.

Brotbacken ist eine sportliche Herausforderung. Man muss nicht nur ständig zwischen den verschiedenen Stationen der Backstube hin und her eilen, um zu testen, ob die Laibe richtig aufgehen, oder um Zutaten zu mischen oder die Rührschüssel aus ihrer Halterung zu hieven, sondern auch Muskelkraft ist gefragt, um das Gluten im Teig zu aktivieren. Selbst Leute, die



eine Poolish nicht von einer Biga unterscheiden können, wissen, dass man kneten muss, um Brot zu machen. Drücken und ausrollen, drücken und zusammenfalten, eine rhythmische Übung auf der mit Mehl bestäubten Arbeitsfläche. Macht man es richtig, setzt man ein Gluten genanntes Protein frei – Stränge, die dafür sorgen, dass ungleichmäßige Carbondioxidpakete sich zu Laiben formen. Nach sieben oder acht Minuten – genügend Zeit, um im Geiste eine Aufgabenliste für den Haushalt zu erstellen oder das letzte Gespräch mit der besseren Hälfte noch mal auf dessen eigentliche Aussage hin durchzugehen – wird sich die Konsistenz des Teigs verwandeln. Er wird glatt, geschmeidig und bindet sich.

Das ist der Moment, da man den Teig in Ruhe lassen muss. Zwar ist es albern, Brot zu vermenschlichen, aber mir gefällt die Vorstellung, dass er ruhen muss, sich von Berührungen, Lärm und Drama zurückziehen muss, um sich entfalten zu können.

Und ich muss zugeben, dass ich mich oft genauso fühle.

Aufgrund der Arbeitszeiten eines Bäckers kann es vorkommen, dass das Gehirn verrückt spielt. Wenn der Arbeitstag um fünf Uhr nachmittags beginnt und bis zum Morgengrauen dauert, hört man jedes Ticken des Minutenzeigers der Uhr über dem Ofen, man sieht Bewegung in den Schatten. Man erkennt das Echo der eigenen Stimme nicht wieder und beginnt zu glauben, dass man der letzte noch lebende Mensch auf Erden ist. Ich bin davon überzeugt, es gibt einen Grund dafür, dass die meisten Morde nachts passieren. Die Welt fühlt sich für diejenigen unter uns, die erst nach Einbruch der Dunkelheit lebendig werden, einfach anders an. Sie ist fragiler und in gewisser Weise unreal, so als wäre sie eine Antwort auf jene Welt, die alle anderen bewohnen.

Ich lebe nun schon so lange gegen den Strich, dass es mir nichts mehr ausmacht, ins Bett zu gehen, wenn die Sonne aufgeht, und aufzuwachen, wenn sie tief am Himmel steht. An den meisten Tagen heißt dies, dass ich etwa sechs Stunden Schlaf bekomme, bevor ich zu Our Daily Bread zurückkehre, um wieder von vorn anzufangen. Bäcker zu sein, bedeutet allerdings auch,

eine Randexistenz zu führen, eine, die ich aber von ganzem Herzen begrüße. Die Menschen, die mir begegnen, sind Angestellte aus dem Supermarkt, Kassenkräfte aus dem Dunkin' Donuts Drive-in, Krankenschwestern im Schichtdienst. Und natürlich Mary und Rocco, die kurz nach meiner Ankunft die Bäckerei absperren. Sie schließen mich ein, so wie die böse Stiefmutter Aschenputtel eingesperrt hat, doch nicht, damit ich Körner zähle, sondern um diese vor dem Morgen in Kleingebäck und Hefelaibe zu verwandeln und damit die Regale und Glastheken zu füllen.

Gern unter Menschen war ich noch nie, aber jetzt ziehe ich es vor, allein zu sein. Dieses Arrangement passt mir am besten: Ich kann allein arbeiten, Mary ist als Frau an der Front dafür verantwortlich, freundliche Überzeugungsarbeit zu leisten, damit die Kunden gern wiederkommen. Und ich verstecke mich.

Backen ist für mich eine Form der Meditation. Ich habe meine Freude daran, die Unmengen Teig aufzuteilen, indem ich per Augenmaß das genau richtige Gewicht für ein perfektes Bauernbrot auf die Waage bringe. Ich liebe das Zittern einer Baguetteschlange unter meiner Handfläche, wenn ich sie ausrolle. Und ich freue mich über den Seufzer, den ein aufgegangener Brotlaib von sich gibt, wenn ich ihn das erste Mal niederdrücke. Und dabei rolle ich die Zehen in meinen Clogs ein und dehne meinen Hals von Seite zu Seite, um die Verspannungen zu lösen. Es gefällt mir zu wissen, dass keiner anrufen wird, es keine Unterbrechungen gibt.

Ich bin bereits mittendrin in der Produktion meiner hundert Pfund Ware, die ich jede Nacht herstelle, als ich höre, wie Mary von ihrer Gartenarbeit oben am Hügel zurückkommt und sich daranmacht, den Laden zu schließen. Ich wasche meine Hände in der Industriespüle, ziehe die Kappe ab, mit der ich während des Arbeitens mein Haar bedecke, und gehe nach vorn in den Laden. Rocco zieht den Reißverschluss seiner Bikerjacke zu. Durch die Schaufensterscheibe sehe ich das Wetterleuchten am Himmel, der an einen Bluterguss erinnert.

»Bis morgen also«, sagt Rocco. »Falls wir nicht sterben im Schlaf. / Was für ein Abgang.«

Ich höre Gebell und merke erst jetzt, dass noch jemand im Laden ist. Der einsame Kunde ist Mr. Weber aus meiner Trauergruppe mit seinem kleinen Hund. Mary sitzt mit einer Tasse Tee in der Hand neben ihm.

Als er mich sieht, rappelt er sich auf und macht unbeholfen eine kleine Verbeugung. »So sehen wir uns wieder.«

»Du kennst Josef?«, wundert sich Mary.

In der Trauergruppe hält man es wie bei den Anonymen Alkoholikern – man »outet« jemanden nicht, es sei denn, man hat dessen Erlaubnis. »Wir sind uns schon begegnet«, erwidere ich und schüttele mein Haar nach vorn, um mein Gesicht zu verdecken.

Sein Dackel zerrt an der Leine, um sich mir zu nähern und etwas Mehl von meiner Hose zu lecken. »Eva«, schilt er. »Benimm dich!«

»Ist schon in Ordnung«, sage ich und gehe erleichtert in die Hocke, um den Hund zu streicheln. Tiere glotzen nie.

Mr. Weber streift sich die Schlaufe der Leine übers Handgelenk und erhebt sich. »Ich halte Sie von Ihrem Feierabend ab«, sagt er entschuldigend zu Mary.

»Ganz und gar nicht. Ich genieße die Gesellschaft.« Sie schielt auf den Becher des alten Mannes, der noch immer drei viertel voll ist.

Ich weiß nicht, was mich dazu treibt zu sagen, was ich sage. Schließlich habe ich jede Menge zu tun. Aber draußen hat jetzt der Regen eingesetzt, und es gießt in Strömen. Auf dem Parkplatz stehen nur noch Marys Harley und Roccas Prius, was nur bedeuten kann, dass Mr. Weber entweder zu Fuß nach Hause geht oder auf den Bus wartet. »Bleiben Sie ruhig hier, bis der Advanced Transit kommt«, sage ich zu ihm.

»O nein«, erwidert Mr. Weber. »Das wäre eine Zumutung.«

»Ich bestehe darauf«, pflichtet Mary mir bei.

Er nickt dankbar und setzt sich wieder. Als er mit den Händen den Kaffeebecher umschließt, streckt Eva sich über seinem rechten Fuß aus und schließt die Augen.

»Ich wünsch dir eine schöne Nacht«, sagt Mary zu mir. »Back dein kleines Herz frei.«

Aber anstatt bei Mr. Weber zu bleiben, folge ich Mary ins Hinterzimmer, wo sie ihre Regenklamotten fürs Motorrad verwahrt. »Ich räume nicht hinter ihm auf.«

»Okay«, sagt Mary und hält inne beim Anziehen der Überhose.

»Ich kümmere mich nicht um Kunden.« Es ist tatsächlich so, dass ich mich, wenn ich um sieben Uhr morgens aus der Backstube stolpere und den Laden voller Geschäftsleute sehe, die Bagels kaufen, und Hausfrauen, die Weizenbrot in recycelte Einkaufstüten stecken, ein wenig überrascht daran erinnere, dass es eine Welt außerhalb meiner Backstube gibt. Ich stelle mir vor, dass sich ein Patient nach einem Herzstillstand so fühlen muss, wenn sein Herz dank Elektroschock wieder zu schlagen beginnt und er in das Getümmel des Lebens zurückgeworfen wird – zu viel Information und Reizüberflutung.

»Aber du hast ihn eingeladen zu bleiben«, erinnert Mary mich.

»Ich weiß überhaupt nichts über ihn. Und wenn er versucht, uns auszurauben? Oder Schlimmeres?«

»Sage, er ist über neunzig. Glaubst du etwa, er durchtrennt dir mit seinem künstlichen Gebiss die Kehle?«, erwidert Mary und schüttelt den Kopf. »So nah wie Josef Weber an der Heiligsprechung dran ist, schafft es kaum einer zu Lebzeiten. In Westerbroad kennen ihn alle – er war Baseballcoach für die Jugendlichen, hat die Säuberungsaktion im Riverhead Park organisiert und an der Highschool eine Ewigkeit Deutsch unterrichtet. Er ist für alle der knuffige Adoptivgroßvater. Ich denke nicht, dass er sich in die Backstube schleicht und dich mit dem Brotmesser niedersticht, während du ihm den Rücken zukehrst.«

»Hab nie von ihm gehört«, murmele ich.

»Das kommt daher, weil du unter einem Felsen lebst«, sagt Mary.

»Oder in einer Backstube.« Wenn man den ganzen Tag schläft und die ganze Nacht arbeitet, hat man keine Zeit für Dinge wie

Zeitungen oder Fernsehen. Erst mit drei Tagen Verspätung habe ich erfahren, dass man Osama bin Laden getötet hatte.

»Gute Nacht.« Sie nimmt mich kurz in den Arm. »Josef ist harmlos. Wirklich. Schlimmstenfalls quasselt er dich zu Tode.«

Ich sehe zu, wie sie die Hintertür der Backstube öffnet. Sie duckt sich vor dem niederprasselnden Regen und winkt, ohne sich umzudrehen. Ich schließe die Tür hinter ihr und sperre ab.

Als ich wieder in das Ladenlokal komme, hat Mr. Weber den Becher geleert und den Hund auf den Schoß genommen. »Verzeihung«, sage ich. »Geschäftliches.«

»Sie müssen mich nicht unterhalten. Ich weiß, wie viel Sie zu tun haben.«

Ich muss einhundert Laibe formen, Bagels herausbacken und Bialys füllen. Ja, man kann schon sagen, dass ich beschäftigt bin. Aber zu meiner Überraschung höre ich mich antworten: »Das kann auch noch ein paar Minuten warten.«

Mr. Weber deutet auf den Stuhl, auf dem vorher Mary saß. »Dann setzen Sie sich doch bitte.«

Das mache ich, werfe aber einen Blick auf meine Uhr. In drei Minuten meldet sich mein Wecker, dann muss ich wieder zurück in die Backstube. »So«, sage ich, »sieht ganz danach aus, als käme da was auf uns zu.«

»Das Wetter kommt immer auf uns zu«, erwidert Mr. Weber. Und es klingt, als würde er die Worte von einem Strang abbeißen: präzise, abgehackt. »Heute jedoch kommt ein *Unwetter* auf uns zu.« Er sieht zu mir hoch. »Was führte Sie denn in die Trauergruppe?«

Ich halte seinem Blick stand. In der Gruppe gilt die Regel, keinen zu bedrängen, der nicht bereit dazu ist, sich mitzuteilen. Mr. Weber war eindeutig noch nicht bereit, weshalb es mir recht ungehobelt vorkommt, dass er einen anderen zu etwas auffordert, was er selbst nicht geben will. Aber wir sind hier ja nicht in der Gruppe.

»Meine Mutter«, sage ich und erzähle ihm, was ich allen anderen dort auch gesagt habe. »Krebs.«

Er nickt mitfühlend. »Tut mir leid für Sie«, erwidert er steif.

»Und Sie?«, frage ich.

Er schüttelt den Kopf. »Zu viele, um sie zu zählen.«

Ich weiß nicht, wie ich darauf reagieren soll. Meine Großmama erzählt immer, dass in ihrem Alter ihre Freunde wie die Fliegen sterben. Dies wird wohl auch auf Mr. Weber zutreffen.

»Sind Sie schon lange Bäckerin?«

»Ein paar Jahre«, antworte ich.

»Das ist ein seltsamer Beruf für eine junge Frau. Nicht sehr sozial verträglich.«

Hat er gesehen, wie ich *aussehe*? »Mir gefällt er.«

»Sie machen das sehr gut, was Sie tun.«

»Brot backen kann jeder«, entgegne ich.

»Aber nicht alle können es so gut.«

Aus der Backstube ertönt das Surren des Küchenweckers, wovon Eva wach wird und zu bellen anfängt. Fast gleichzeitig fällt das Licht sich nähernder Scheinwerfer durch die Scheibe der Bäckerei, weil der Advanced Transit Bus an der Haltestelle langsamer wird.

»Danke, dass ich noch ein wenig bleiben durfte«, sagt er.

»Kein Problem, Mr. Weber.«

Sein Gesicht wird weich. »Nennen Sie mich doch bitte Josef.«

Ich verfolge, wie er Eva unter seinen Mantel steckt und den Schirm aufspannt. »Kommen Sie bald wieder«, sage ich, weil ich weiß, dass Mary das so haben möchte.

»Morgen«, verkündet er, als hätten wir eine Verabredung. Auf dem Weg nach draußen kneift er die Augen vor dem grellen Scheinwerferlicht des Busses zusammen.

Ungeachtet dessen, was ich Mary gesagt habe, sammele ich seinen schmutzigen Becher und den Teller ein, wobei mir auffällt, dass Mr. Weber – Josef – das kleine schwarze Buch vergessen hat, in das er immer schreibt, wenn er hier sitzt. Es wird von einem Gummiband zusammengehalten.

Ich nehme es und laufe hinaus ins Unwetter. Und platsche sofort in eine riesige Pfütze, die einen meiner Clogs durchweicht.

»Josef«, rufe ich, das Haar klebt mir bereits klatschnass am Kopf. Er dreht sich um, und Evas kleine Knopfaugen gucken mich aus den Falten seines Regenmantels an. »Sie haben was vergessen.« Ich halte das schwarze Buch hoch und gehe auf ihn zu.

»Danke«, sagt er und verstaut es sicher in der Manteltasche. »Ich weiß nicht, was ich ohne es getan hätte.« Er hält den Schirm schräg, damit er auch mir Schutz bietet.

»Ihr großer amerikanischer Roman?«, vermute ich. Seit Mary in Our Daily Bread kostenloses WLAN eingerichtet hat, wimmelt es nur so von Leuten, die es zur Veröffentlichung drängt.

Er macht ein erschrockenes Gesicht. »O nein. Dies dient nur dazu, alle meine Gedanken festzuhalten. Ansonsten fliegen sie mir davon. Wenn ich mir zum Beispiel nicht aufschreibe, dass ich Ihre Kaisersemmeln mag, erinnere ich mich bei meinem nächsten Besuch nicht daran, sie zu bestellen.«

»Ich glaube, so ein Buch könnten die meisten Leute gut gebrauchen.«

Der Fahrer des Advanced Transit Busses hupt zweimal. Wir wenden uns beide in Richtung des Lärms. Ich zucke zusammen, als das Scheinwerferlicht über mein Gesicht huscht.

Josef klopft auf seine Tasche. »Es ist wichtig, sich zu erinnern«, sagt er.

Dass ich hübsch sei, gehörte mit zum Ersten, was Adam zu mir sagte, und ich hätte es gleich als Indiz nehmen sollen, dass er ein Lügner war.

Ich lernte ihn am schwärzesten Tag meines Lebens kennen: dem Tag, als meine Mutter starb. Er war der Bestatter, den meine Schwester Pepper kontaktiert hatte. Ganz verschwommen erinnere ich mich, dass er uns den Ablauf erklärte und die verschiedenen Särge zeigte. Aber richtig wahrgenommen habe ich ihn erst, als ich während der Trauerfeier für meine Mutter eine Szene machte.

Meine Schwestern und ich wussten, dass das Lieblingslied unserer Mutter »Over the Rainbow« gewesen war. Wäre es nach

Pepper und Saffron gegangen, hätten wir dafür einen professionellen Sänger engagiert, aber ich hatte andere Pläne. Schließlich hatte meine Mutter nicht nur den Song geliebt, sondern auch eine ganz spezielle Interpretation davon. Und ich hatte meiner Mutter versprochen, dass auf ihrer Beerdigung Judy Garland für sie singen würde.

»Nur mal zur Info, Sage«, sagte Pepper, »Judy Garland nimmt derzeit keine Buchungen an, es sei denn, du bist ein Medium.«

Am Ende ließen sich meine Schwestern auf meinen Vorschlag ein – nicht zuletzt deshalb, weil ich damit argumentierte, es sei ihr Wunsch auf dem Sterbebett gewesen. Meine Aufgabe war es, die CD dem Bestatter zu übergeben – Adam. Ich lud den Song aus dem Soundtrack vom *Zauberer von Oz* auf iTunes herunter. Als die Trauerfeier begann, spielte er ihn über die Lautsprecheranlage ab.

Doch leider war es nicht »Over the Rainbow«. Es waren die Munchkins mit »Ding Dong! The Witch Is Dead.«

Pepper brach in Tränen aus. Saffron musste die Trauerfeier verlassen, sie war völlig aufgelöst.

Und ich – ich fing an zu kichern.

Ich weiß nicht, warum. Es platzte einfach aus mir heraus wie ein Funkenregen. Und plötzlich starrte mich wirklich jeder im Raum an, starrte auf die aggressiven roten Linien, die mein Gesicht halbierten, und auf das unangemessene Gelächter, das aus meinem Mund sprudelte.

»O mein Gott, Sage«, zischte Pepper. »Wie *konntest* du nur?«

Ich fühlte mich in die Ecke gedrängt und bekam Panik, stand von meinem Platz in der ersten Reihe auf, machte zwei Schritte und fiel in Ohnmacht.

Ich wurde in Adams Büro gebracht. Er kniete neben der Couch und hatte einen feuchten Waschlappen in der Hand, den er direkt auf meine Narbe drückte. Unwillkürlich rollte ich mich von ihm weg und bedeckte die linke Seite meines Gesichts mit einer Hand. »Wissen Sie«, sagte er, als befänden wir uns mitten in einem Gespräch, »in meinem Gewerbe gibt es keine Geheimnisse. Ich



weiß, wer sich einer Schönheitsoperation unterzogen und wer eine Brustamputation überlebt hat. Ich weiß, bei wem der Blinddarm entfernt und wer an einem doppelten Leistenbruch operiert wurde. Die Person mag eine Narbe haben, aber das bedeutet auch, dass sie eine Geschichte hat. Und außerdem«, ergänzte er, »war das nicht das Erste, was mir an Ihnen aufgefallen ist.«

»Ja, genau.«

Er legte mir eine Hand auf die Schulter. »Mir ist aufgefallen«, sagte er, »wie hübsch Sie sind.«

Er hatte sandfarbenes Haar und honigbraune Augen. Seine Handfläche ruhte warm auf meiner Haut. Schön war ich nie gewesen, auch nicht vor dem Unfall und danach schon gleich gar nicht. Ich schüttelte den Kopf, um ihn freizubekommen. »Ich habe heute Morgen nichts gegessen ...«, sagte ich. »Ich muss da wieder hinaus ...«

»Entspannen Sie sich. Ich habe vorgeschlagen, eine Viertelstunde Pause zu machen, bevor wir noch mal anfangen.« Adam zögerte. »Vielleicht möchten Sie sich ja was aus der Playliste meines iPods ausleihen.«

»Ich hätte schwören können, dass ich den richtigen Song heruntergeladen habe. Meine Schwestern hassen mich.«

»Ich habe schon Schlimmeres erlebt«, erwiderte Adam.

»Das bezweifle ich.«

»Einmal habe ich beobachtet, wie eine betrunkene Geliebte zum Verstorbenen in den Sarg gestiegen ist, bis dessen Ehefrau sie wegschleifte und k. o. schlug.«

Ich riss die Augen auf. »Tatsächlich?«

»Ja. Dagegen sind das doch ...?« Er zuckte die Achseln. »... Peanuts.«

»Aber ich habe *gelacht*.«

»Viele Leute lachen auf Beerdigungen«, sagte Adam. »Das ist ein Reflex, weil wir uns im Angesicht des Todes unwohl fühlen. Außerdem wette ich, dass Ihre Mutter es sehr viel lieber sähe, wenn Sie ihr Leben mit einem Lachen feiern, als zu wissen, dass Sie in Tränen aufgelöst sind.«

»Meine Mutter hätte es lustig gefunden«, flüsterte ich.

»Da haben Sie's.« Adam reichte mir die CD in ihrer Hülle.

Ich schüttelte den Kopf. »Sie können sie behalten. Für den Fall, dass Naomi Campbell Ihre Klientin wird.«

Adam grinste. »Ich wette, Ihre Mutter hätte auch das lustig gefunden«, sagte er.

Eine Woche nach der Beerdigung rief er mich an, um sich nach meinem Befinden zu erkundigen. Dies fand ich aus zwei Gründen merkwürdig: Erstens hatte ich noch nie von einem derartigen Kundenservice eines Bestattungsunternehmens gehört, und zweitens war es Pepper gewesen, die ihn beauftragt hatte, und nicht ich. Seine Fürsorge rührte mich derart, dass ich ihm eine Babka backte und eines Tages auf meinem Heimweg von der Arbeit im Bestattungsinstitut vorbeibrachte. Ich hatte gehofft, den Hefekuchen einfach abgeben zu können, ohne ihm zu begegnen, aber wie sich herausstellte, war er da.

Er fragte mich, ob ich Zeit für einen Kaffee hätte.

Man sollte wissen, dass er sogar an diesem Tag seinen Ehe-ring trug. Anders gesagt, ich wusste also, worauf ich mich einließ. Zu meiner Verteidigung kann ich einzig und allein vorbringen, dass ich nach allem, was mir widerfahren ist, nie damit gerechnet hätte, von einem Mann angebetet zu werden, und doch tat Adam – attraktiv und erfolgreich – genau das. Während mein ganzes Moralgefühl mir sagte, dass Adam einer anderen gehörte, flüsterte eine leise Stimme in meinem Kopf: *Bettler dürfen nicht wählerisch sein; nimm, was du kriegen kannst; wer sonst würde schon jemanden wie dich lieben?*

Ich weiß, es war falsch, mich mit einem verheirateten Mann einzulassen, aber das hielt mich nicht davon ab, mich in ihn zu verlieben oder mir zu wünschen, dass er sich in mich verliebte. Ich hatte mich damit abgefunden, allein zu leben, allein zu arbeiten und für den Rest meines Lebens allein zu sein. Denn selbst wenn ich jemanden fände, der vorgab, kein Problem mit der seltsamen Fältelung meiner Haut auf der linken Seite meines Gesichts zu haben, wüsste ich doch nie, ob er mich liebte oder be-

mitleidete. Beides war sich so ähnlich, und ich war noch nie gut in der Einschätzung anderer Leute gewesen. Die Beziehung zwischen Adam und mir war geheim und blieb hinter verschlossenen Türen. Mit anderen Worten: Sie fand direkt in meiner Wohlfühlzone statt.

Bevor Sie mir nun damit kommen, es sei gruselig, sich von jemandem anfassen zu lassen, der Menschen einbalsamiert, möchte ich darlegen, wie falsch Sie liegen. Jeder Tote – meine Mutter eingeschlossen – würde sich glücklich schätzen, ein letztes Mal von so sanften Händen wie denen von Adam berührt zu werden. Manchmal denke ich, dass er, da er so viel Zeit mit den Toten verbringt, der einzige Mensch ist, der das Wunder eines lebenden Körpers wirklich zu schätzen weiß. Wenn wir uns lieben, verweilt er über dem Puls meiner Halsschlagader, meiner Handgelenke, meinen Kniekehlen – den Orten, an denen das Blut pocht.

An den Tagen, an denen Adam zu mir kommt, opfere ich ein bis zwei Stunden Schlaf, um mit ihm zusammen zu sein. Sein Geschäft, das von ihm verlangt, rund um die Uhr erreichbar zu sein, erlaubt es ihm aber auch, sich jederzeit davonzustehlen. Und deshalb hat seine Frau noch keinen Verdacht geschöpft, wenn er einfach verschwindet.

»Ich glaube, Shannon weiß Bescheid«, sagt Adam heute, als ich in seinen Armen liege.

»Im Ernst?« Ich versuche, das Gefühl zu ignorieren, das seine Worte in mir auslösen, das Gefühl, mich in einer Achterbahn auf dem Scheitelpunkt zu befinden, ohne sehen zu können, wie es weitergeht.

»Auf meiner Stoßstange fand ich heute Morgen einen neuen Aufkleber. Mit der Aufschrift ICH ♥ MEINE FRAU.«

»Woher weißt du, dass sie das war?«

»Weil ich es *nicht* war«, sagt Adam.

Ich denke kurz darüber nach. »Der Stoßstangenaufkleber muss nicht sarkastisch gemeint sein. Sie könnte ihn auch in selbiger Unwissenheit ausgewählt haben.«

Adam heiratete seine Freundin aus Highschooltagen, mit der er schon während der Collegezeit eine feste Beziehung einging. Das Bestattungsunternehmen, in dem er arbeitet, ist der Familienbetrieb seiner Frau und existiert bereits seit fünfzig Jahren. Mindestens zweimal pro Woche erklärt er mir, er werde Shannon verlassen, aber ich weiß, dass das nicht wahr ist. Erstens würde er damit auch seine Arbeit verlieren. Zweitens beträfe es nicht nur Shannon, sondern auch Grace und Bryan, seine Zwillinge. Wenn er von ihnen spricht, bekommt seine Stimme einen anderen Klang. Sie klingt dann so, wie ich hoffe, dass sie klingt, wenn er von mir spricht.

Doch wahrscheinlich *spricht* er gar nicht von mir. Ich meine, wem sollte er schon erzählen, dass er eine Affäre hat? Die einzige Person, der ich es erzählt habe, ist Mary, die in ihm den Verführer sieht, obwohl wir uns beide einvernehmlich auf diese Beziehung eingelassen haben.

»Lass uns an diesem Wochenende wegfahren«, schlage ich vor.

Sonntags arbeite ich nicht, denn montags ist die Bäckerei geschlossen. Wir könnten für vierundzwanzig herrliche Stunden verschwinden, anstatt uns in meinem Schlafzimmer hinter Sonnenschutzrollos zu verstecken, während sein Auto – mit seinem neuen Stoßstangenaufkleber – um die Ecke vor einem chinesischen Restaurant geparkt steht.

Einmal kam Shannon in die Bäckerei. Ich sah sie durch das offene Fenster zwischen der Backstube und dem Laden. Ich wusste, dass sie es war, weil ich Fotos auf Adams Facebook-Seite gesehen hatte. Ich war mir sicher, dass sie gekommen war, um mich zusammenzustauchen, aber sie kaufte nur ein paar Pumpernickelbrötchen und ging wieder. Anschließend traf Mary mich dann schlapp vor Erleichterung auf dem Boden der Backstube sitzend an. Als ich ihr von Adam erzählte, stellte sie mir nur eine Frage: *Liebst du ihn?*

*Ja*, sagte ich ihr.

*Nein, tust du nicht*, entgegnete Mary. *Du liebst an ihm, dass er sich genauso verstecken muss wie du.*

Adam liebkost meine Narbe mit den Fingern. Auch noch nach so langer Zeit und obwohl es medizinisch gar nicht möglich ist, kribbelt die Haut. »Du möchtest wegfahren«, wiederholt er. »Du möchtest im hellen Tageslicht mit mir die Straße entlanggehen, damit alle uns zusammen sehen können.«

So formuliert, wird mir klar, dass ich das ganz und gar nicht will. Ich möchte mich mit ihm hinter den geschlossenen Türen eines Luxushotels in den White Mountains oder in einer Hütte in Montana verschanzen. Aber ich möchte nicht, dass er recht bekommt, und sage: »Vielleicht möchte ich das.«

»Okay«, sagt Adam und dreht meine Locken um seine Finger. »Die Malediven.«

Ich stütze mich auf. »Ich meine es ernst.«

Adam sieht mich an. »Sage«, sagt er, »du willst doch nicht mal in den Spiegel sehen.«

»Ich habe Flüge bei Southwest gegoogelt. Für neunundvierzig Dollar könnten wir nach Kansas City fliegen.«

Adam streicht mit einem Finger über das Xylofon meines Brustkorbs. »Warum sollten wir nach Kansas City fliegen wollen?«

Ich schiebe seine Hand beiseite. »Hör auf, mich abzulenken«, sage ich. »Weil es nicht *hier* ist.«

Er rollt sich auf mich. »Buch die Flüge!«

»Ehrlich?«

»Ehrlich.«

»Und wenn man dich anpiept?«, frage ich.

»Sie werden auch nicht toter, wenn sie warten müssen«, wirft Adam ein.

Mein Herz kommt aus dem Rhythmus. Der Gedanke, in die Öffentlichkeit zu gehen, ist verlockend. Wenn ich an der Hand eines gut aussehenden Mannes herumspazierte, der ganz offensichtlich gern mit mir zusammen war, würde ich da nicht durch die Verbindung zu ihm zu einem normalen Menschen werden?

»Was wirst du Shannon sagen?«

»Dass ich verrückt nach dir bin.«

Manchmal frage ich mich, was passiert wäre, wenn ich Adam in jüngeren Jahren kennengelernt hätte. Wir haben dieselbe Highschool besucht, aber mit zehn Jahren Zeitdifferenz. Wir sind beide wieder in unserer Heimatstadt gelandet. Wir arbeiten jeder für uns allein zu merkwürdigen Zeiten und machen Jobs, die der Durchschnittsbürger nicht als Beruf in Betracht zöge.

»Dass ich ständig an dich denken muss«, ergänzt Adam und streift mein Ohrläppchen mit den Zähnen. »Dass ich hoffnungslos verliebt bin.«

Ich muss sagen, am meisten bewundere ich Adam für genau das, was ihn davon abhält, ständig mit mir zusammen zu sein: seine dann unfehlbare, ungeteilte und überwältigende Liebe. Genauso empfindet er auch für seine Zwillinge, weshalb er auch jeden Abend zu Hause ist, um zu hören, wie der Biologietest für Grace gelaufen ist, oder um Bryan bei seinem ersten Homerun der Baseballsaison zu sehen.

»Kennst du Josef Weber?«, frage ich, weil ich mich plötzlich an Marys Worte erinnere.

Adam rollt zurück auf den Rücken. »*Ich bin hoffnungslos verliebt*«, wiederholt er. »*Kennst du Josef Weber?* – Ja, das ist eine normale Reaktion ...«

»Ich glaube, er arbeitete an der Highschool. Unterrichtete Deutsch.«

»Die Zwillinge haben Französisch ...« Plötzlich schnippt er mit den Fingern. »Er war Schiedsrichter bei der Little League. Ich glaube, Bryan war damals sechs oder sieben. Ich erinnere mich, dass ich dachte, die Sportfachschaft muss verrückt sein, denn der Typ war schon damals an die neunzig, aber wie sich herausstellte, war er verdammt agil.«

»Was weißt du über ihn?«, frage ich und drehe mich auf die Seite.

Adam umschlingt mich mit den Armen. »Weber? Er war ein netter Mann. Kannte das Spiel von vorn bis hinten und hat nie falsch entschieden. Das ist alles, woran ich mich erinnere. Warum?«

Ein Lächeln huscht über mein Gesicht. »Ich verlasse dich für ihn.«

Er küsst mich langsam und zärtlich. »Kann ich deine Entscheidung noch irgendwie beeinflussen?«

»Du wirst dir sicherlich was einfallen lassen«, sage ich und ziehe ihn an mich heran.

In einer Stadt von der Größe Westerborks, deren Bewohner ihre Herkunft bis auf die Pilgerväter der *Mayflower* zurückverfolgen können, fielen meine Schwestern und ich mit unseren jüdischen Wurzeln aus dem Rahmen; wir hoben uns von unseren Klassenkameraden ab, als wäre unsere Haut hellblau gewesen. »Es dient dem Ausgleich«, pflegte mein Vater zu sagen, als ich ihn fragte, warum wir ziemlich genau zu der Zeit, wenn alle anderen auf meiner Schule hart gekochte Ostereier in ihrer Pausenbrotdose mitbrachten, eine Woche lang auf Brot verzichteten. Ich wurde nicht gehänselt – ganz im Gegenteil, ich wurde zusammen mit Julius, dem einzigen afroamerikanischen Kind auf meiner Schule, dessen Großmutter Kwanzaa feierte, zu einer echten Berühmtheit, als unsere Grundschullehrer uns mit alternativen Festen zu Weihnachten bekannt machten. Ich besuchte wie meine Schwestern außerdem die hebräische Schule, aber als meine Bat-Mizwa bevorstand, bat ich darum, nicht mehr hingehen zu müssen. Als mir das nicht erlaubt wurde, trat ich in einen Hungerstreik. Es reichte schon, dass meine Familie sich von allen anderen Familien unterschied, da hatte ich kein Bedürfnis, noch mehr Aufmerksamkeit auf mich zu ziehen.

Meine Eltern waren Juden, aber sie lebten nicht koscher und gingen auch nicht zu Gottesdiensten – bis auf die Jahre von Peppers und Saffrons Bat-Mizwas, als dies zwingend vorgeschrieben war und ich während der Gottesdienste am Freitagabend den hebräischen Gesängen des Kantors lauschte und mich fragte, warum die jüdische Musik voller Mollakkorde ist; dafür, dass sie zum Erwählten Volk gehörten, schienen die Liedkomponisten jedenfalls nicht sehr glücklich gewesen zu sein. Doch an Jom Kip-

pur fasteten meine Eltern und weigerten sich, einen Weihnachtsbaum aufzustellen.

Sie lebten, wie ich fand, eine abgespeckte Version des Judentums, weshalb es ihnen wohl kaum zustand, mir zu sagen, wie und was ich zu glauben hatte. Das sagte ich auch meinen Eltern, um meinem Wunsch, nicht zur Bat-Mizwa zu gehen, Nachdruck zu verleihen. Mein Vater wurde sehr still. *Der Grund, weshalb es wichtig ist, an etwas zu glauben*, sagte er, *ist der, weil man glauben kann*. Dann schickten sie mich ohne Abendessen auf mein Zimmer, was mich wirklich entsetzte, denn in unserem Haushalt wurden wir dazu ermuntert, offen unsere Meinungen zu äußern, egal, wie kontrovers sie waren. Später schlich dann meine Mutter mit einem Erdnussbutter-Marmeladenbrot nach oben. »Dein Vater mag zwar kein Rabbi sein«, sagte sie, »aber er hält viel von Tradition. Und diese geben die Eltern an ihre Kinder weiter.«

»Na gut«, erwiderte ich. »Ich verspreche, meine Einkäufe für das neue Schuljahr immer im Juli zu erledigen, und werde an Thanksgiving immer einen Süßkartoffel-Marshmallow-Auflauf machen. Ich habe kein Problem mit der Tradition, Mom. Ich habe ein Problem damit, zur Hebräischschule zu gehen. Religion hat man nicht in seiner DNA. Man glaubt nicht, nur weil die Eltern glauben.«

»Großmama Minka trägt Pullover«, warf meine Mutter ein. »Ständig.«

Dies war eine anscheinend zufällige Bemerkung. Die Mutter meines Vaters lebte in einer Einrichtung für betreutes Wohnen. Sie wurde in Polen geboren und hatte noch immer einen Akzent, der sie in einem Singsang sprechen ließ. Und, ja, Großmama Minka trug Pullover, selbst wenn es draußen zweiunddreißig Grad hatte, aber sie trug auch zu viel Rouge und Kleidung mit Leopardmuster.

»Eine Menge Überlebende haben sich ihre Tätowierung wegoperieren lassen, aber sie meinte, wenn sie diese jeden Morgen sieht, werde sie daran erinnert, gewonnen zu haben.«

Es dauerte einen Moment, bis ich begriff, was meine Mutter



mir da erzählte. Die Mutter meines Vaters war in einem Konzentrationslager gewesen? Wie hatte ich zwölf Jahre alt werden können, ohne dies zu wissen? Warum haben meine Eltern mit dieser Information hinterm Berg gehalten?

»Sie spricht nicht gern darüber«, sagte meine Mutter schlicht. »Und sie will ihren Arm auch nicht in der Öffentlichkeit zeigen.«

Wir hatten den Holocaust im Sozialkundeunterricht durchgenommen. Die Bilder der lebenden Skelette aus dem Lehrbuch mit der molligen Frau in Einklang zu bringen, die immer nach Veilchen roch und niemals ihren wöchentlichen Friseurtermin verpasste und in jedem Zimmer ihrer Wohnung bunte Stöcke bereitstehen hatte, fiel mir schwer. Sie gehörte nicht zur Geschichte. Sie war bloß meine Oma.

»Sie geht nicht in die Synagoge«, fuhr meine Mutter fort. »Vermutlich hat man nach all dem eine ziemlich komplizierte Beziehung zu Gott. Aber dein Vater begann hinzugehen. Ich denke, es war sein Weg, das zu verarbeiten, was ihr widerfahren ist.«

Da versuchte ich verzweifelt, meine Religion abzustreifen, um mich integrieren zu können, und erfuhr schließlich, dass mir das Jüdischsein tatsächlich im Blut steckte, ich Nachkomme einer Überlebenden des Holocaust war. Frustriert und wütend warf ich mich zurück in meine Kissen. »Das ist Dads Problem. Es hat nichts mit mir zu tun.«

Meine Mutter zögerte. »Wenn sie nicht gelebt hätte, Sage, würdest auch du nicht leben.«

Dies war das erste und einzige Mal, dass wir jemals über Großmama Minkas Vergangenheit sprachen, doch als wir sie in diesem Jahr zu Chanukka in unser Haus holten, ertappte ich mich dabei, dass ich ihr Gesicht sehr genau musterte, weil ich einen Schatten der Wahrheit zu finden hoffte. Aber sie war so wie immer, zog die Haut des Brathähnchens ab, als meine Mutter nicht hinsah, kippte die Parfüm- und Make-up-Pröbchen, die sie für meine Schwestern gesammelt hatte, aus ihrer Handtasche und diskutierte über die Mitwirkenden der Seifenoper *All My Children*, als wären es Freunde, die zum Kaffee zu Besuch kamen. Wenn sie während

des Zweiten Weltkriegs in einem Konzentrationslager gewesen war, musste sie damals ein völlig anderer Mensch gewesen sein.

In der Nacht, als meine Mutter mir die Geschichte meiner Großmutter erzählte, träumte ich von einem Ereignis aus ganz früher Kindheit, das ich vergessen hatte. Ich saß auf Großmama Minkas Schoß, während sie die Seiten eines Buchs umblät- terte und mir eine Geschichte vorlas. Jetzt weiß ich, dass es gar nicht die richtige Geschichte war. In dem Bilderbuch ging es um Aschenputtel, aber sie muss wohl an was anderes gedacht haben, denn in ihrer Geschichte ging es um einen dunklen Wald und Ungeheuer, um eine Spur aus Eicheln und Körnern.

Ich erinnere mich auch, dass ich nicht ganz bei der Sache war, weil mich der goldene Armreif am Handgelenk meiner Groß- mama in den Bann schlug. Irgendwann rutschte der Ärmel so weit nach oben, dass mir die verblassten blauen Ziffern auf der Innenseite ihres Unterarms ins Auge sprangen.

*Was ist das denn?*

*Meine Telefonnummer.*

Ich hatte letztes Jahr auf der Vorschule meine Telefonnummer auswendig gelernt, damit die Polizei, sollte ich mich verlaufen, zu Hause anrufen konnte.

*Und wenn du nun umziehst?, fragte ich.*

*Ach, Sage ... Sie lachte. Ich bin hier, um zu bleiben.*

Am nächsten Tag kommt Mary in die Backstube, während ich ar- beite. »Ich hatte vergangene Nacht einen Traum«, sagt sie. »Du hast zusammen mit Adam Baguettes gebacken. Auf deine Anwei- sung hin sollte er die Brote in den Ofen schieben, aber er hat statt- dessen deinen Arm hineingeschoben. Ich schrie und versuchte, dich aus dem Feuer zu ziehen, aber ich war nicht schnell genug. Als du zur Seite tratest, hattest du keine rechte Hand mehr. Nur noch einen Arm aus Brotteig. *Das ist gut*, sagte Adam, nahm ein Messer und hackte dein Handgelenk ab. Er schnitt deinen Dau- men und deinen kleinen Finger und dann alle anderen Finger ab, und jeder war voller Blut.«

»Ja«, sage ich. »Auch dir einen schönen Nachmittag.« Dann öffne ich den Kühlschrank und hole ein Tablett mit Brötchen heraus.

»Ist das alles? Willst du nicht mal darüber spekulieren, was es zu bedeuten hat?«

»Dass du Kaffee getrunken hast, bevor du zu Bett gegangen bist«, schlage ich vor. »Erinnere dich bitte, dass du träumtest, Rocco habe sich geweigert, die Schuhe auszuziehen, weil er Hühnerfüße hatte.« Ich schaue sie an. »Bist du Adam überhaupt schon mal begegnet? Weißt du, wie er aussieht?«

»Selbst die schönsten Dinge können giftig sein. Blauer Eisenhut, Maiglöckchen – beide sind im Monet-Garten am oberen Ende der geweihten Treppe, der dir so gut gefällt, aber ich nähere mich ihnen nur, wenn ich Handschuhe anhabe.«

»Und wie sieht es mit der Haftung an der Pilgerstätte aus?«

Sie schüttelt den Kopf. »Die wenigsten Besucher beabsichtigen, die Dekoration zu essen. Aber darum geht es nicht, Sage. Sondern darum, dass dieser Traum ein Zeichen war.«

»Daher weht also der Wind«, murmele ich.

»Du sollst keinen Ehebruch begehen«, predigt Mary. »Deutlicher kann man das nicht sagen. Und wenn man es doch tut, passieren schlimme Dinge. Du wirst von deinen Nachbarn gesteinigt. Du wirst zu einer Ausgestoßenen.«

»Deine Hände werden essbar«, ergänze ich. »Hör zu, Mary, kehr mir gegenüber jetzt nicht die Nonne raus. Was ich in meiner Freizeit mache, geht nur mich was an. Und du weißt, dass ich nicht an Gott glaube.«

Sie stellt sich mir in den Weg. »Das bedeutet aber nicht, dass Er nicht an dich glaubt«, kontert sie.

Meine Narbe kribbelt. Mein linkes Auge fängt an zu tränen, wie das nach der Operation monatelang der Fall war. Es war, als würde ich um alles weinen, was ich in der Zukunft verlieren würde, auch wenn mir das gar nicht bewusst war. Möglicherweise ist es archaisch und – ironischerweise – auch biblisch, zu denken, dass der hässlich ist, der Hässliches tut, und deshalb in einer

Narbe oder einem Geburtsmal das äußere Zeichen einer inneren Unzulänglichkeit zu sehen, aber in meinem Fall trifft das tatsächlich zu. Ich tat etwas Schreckliches, und jedes Mal, wenn ich zufällig in den Spiegel blicke, werde ich daran erinnert. Tun nicht die meisten Frauen unrecht, wenn sie mit einem verheirateten Mann schlafen? Natürlich, aber ich gehöre nicht zu den meisten Frauen. Vielleicht ist das der Grund, weshalb mein neues Ich sich in Adam verliebt, was meinem alten Ich nie passiert wäre. Nicht, dass ich mich befugt fühle oder es verdient habe, mit dem Ehemann einer anderen zusammen zu sein. Ich glaube einfach nicht, etwas Besseres verdient zu haben.

Ich bin keine Soziopathin. Ich bin nicht stolz auf meine Beziehung. Aber meistens finde ich Entschuldigungen dafür. Die Tatsache, dass Mary heute bei mir einen Nerv getroffen hat, bedeutet, dass ich müde oder verletzlicher bin, als ich dachte, oder beides zugleich.

»Was ist mit der armen Frau, Sage?«

Die arme Frau ist Adams Frau. Die arme Frau hat einen Mann, den ich liebe, und zwei wunderbare Kinder und ein Gesicht, das glatt und narbenfrei ist. Diese arme Frau bekommt alles, was sie sich wünscht, auf dem Silbertablett serviert.

Ich greife nach einem scharfen Messer und beginne, die Karfreitagsbrötchen einzuschneiden.

»Wenn du in Selbstmitleid baden möchtest«, ergänzt Mary, »dann tu das auf eine Art und Weise, die nicht das Leben anderer Leute zerstört.«

Ich richte die Messerspitze auf meine Narbe. »Glaubst du denn, ich wollte das?«, frage ich. »Glaubst du, ich wünsche mir nicht jeden Tag, auch all das haben zu können, was alle anderen haben – einen Job von neun bis fünf und einen Spaziergang auf der Straße, ohne dass die Kids mich anstarren, und einen Mann, der mich schön findet?«

»All das könntest du haben«, sagt Mary und schließt mich in die Arme. »Du bist die Einzige, die behauptet, du könntest es nicht. Du bist kein schlechter Mensch, Sage.«

Ich würde ihr gern glauben. Ich möchte ihr unheimlich gern glauben. »Dann tun vermutlich gute Menschen manchmal schlechte Dinge«, sage ich und entziehe mich ihr.

Ich höre, wie Josef Weber in seinem zackigen Akzent aus dem Laden nach mir ruft. Ich wische mir die Augen am Saum meiner Schürze ab und nehme das Brot, das ich beiseitegelegt habe, und ein kleines Päckchen und lasse Mary allein in der Backstube zurück.

»Hallo!«, sage ich fröhlich. Zu fröhlich. Josef sieht mich angesichts meiner vorgetäuschten guten Laune erschrocken an. Ich drücke ihm die kleine Tüte mit den hausgemachten Hundebiskuits für Eva in die Hand und dazu noch den Laib Brot. Rocco, der gerade saubere Becher ins Regal stellt, unterbricht die Arbeit, weil er es nicht gewohnt ist, mich freundschaftlichen Umgang mit den Kunden pflegen zu sehen. »Wunder o Wunder / Die Einsiedlerin kommt zu uns / aus dunklen Tiefen«, sagt er.

»*Einsiedlerin* hat vier Silben«, blaffe ich und bedeute Josef, mit mir an einen leeren Tisch zu gehen. Ich war unsicher gewesen, ob ich Josef ansprechen sollte, aber die Entscheidung wurde mir abgenommen, da ich mich viel lieber mit ihm unterhalte, als mich von Mary ins Kreuzverhör nehmen zu lassen. »Ich habe den besten Laib dieser Nacht für Sie aufgehoben.«

»Ein *bâtard*«, sagt Josef.

Ich bin beeindruckt, denn die wenigsten kennen die französische Bezeichnung für diese Brotform. »Wissen Sie auch, warum es so genannt wird?«, sage ich, als ich ein paar Scheiben abschneide und dabei versuche, Mary und ihren Traum zu verdrängen. »Weil es weder eine *Boule* noch ein *Baguette* ist. Es ist buchstäblich ein Bastard.«

»Wer hätte gedacht, dass es sogar in der Welt des Backens eine Klassenstruktur gibt«, sinniert Josef.

Ich weiß, dass es ein gutes Brot ist. Man kann es riechen, wenn ein handwerklich hergestelltes Brot aus dem Ofen kommt: den erdigen, dunklen Duft, als befände man sich tief im Wald. Stolz betrachte ich die belebte Krume.

Josef schließt entzückt die Augen. »Ich schätze mich glücklich, die Bäckerin persönlich zu kennen.«

»Apropos ... Sie waren Schiedsrichter bei einem Little-League-Spiel des Sohnes eines Freundes. Bryan Lancaster?«

Er runzelt die Stirn und schüttelt den Kopf. »Das ist Jahre her. Ich kannte nicht alle ihre Namen.«

Wir plaudern – über das Wetter, über Eva, über meine Lieblingsrezepte. Wir plaudern, während Mary um uns herum den Laden abschließt, nachdem sie mich stürmisch umarmt und mir gesagt hat, dass nicht nur Gott, sondern auch sie mich liebt. Wir plaudern, während ich zwischen Backstube und Laden hin und her renne, um auf meine verschiedenen Wecker zu reagieren. Das ist völlig ungewöhnlich für mich, denn Plaudern liegt mir nicht. Es gibt sogar Momente während unseres Gesprächs, da vergesse ich, die pockennarbige Seite meines Gesichts durch Wegducken oder Schütteln meiner Haare zu verstecken. Aber Josef ist entweder zu höflich oder zu verlegen, um darauf Bezug zu nehmen. Vielleicht, aber nur vielleicht, findet er aber auch andere Dinge interessanter an mir. Was mit dazu beigetragen haben mag, dass er zum liebsten Lehrer, Schiedsrichter und Adoptivgroßvater aller wurde – er verhält sich so, als gäbe es keinen anderen Ort der Welt, an dem er im Moment lieber wäre. Und niemand anderen auf der Welt, mit dem er sich lieber unterhalten würde. Das Gefühl, nicht ein Freak, sondern auf gute Weise das Objekt von jemandes Aufmerksamkeit zu sein, ist so berauschend, dass ich vergesse, mich zu verstecken.

»Wie lange leben Sie schon hier?«, frage ich, nachdem wir schon über eine Stunde miteinander geredet haben.

»Seit zweiundzwanzig Jahren«, sagt Josef. »Zuvor habe ich in Kanada gelebt.«

»Nun, wenn man nach einer Gemeinde sucht, in der absolut nichts los ist, dann hat mir hier das große Los gezogen.«

Josef lächelt. »Das ist wohl so.«

»Haben Sie denn Familie hier in der Nähe?«

Seine Hand zittert, als er nach dem Kaffeebecher greift. »Ich

habe niemanden«, erwidert Josef und erhebt sich langsam. »Ich muss gehen.«

Sofort dreht sich mir der Magen um, weil er sich meinetwegen unwohl fühlt – ein Gefühl, das keiner besser kennt als ich. »Es tut mir leid«, platzt es aus mir heraus. »Ich wollte nicht unhöflich sein. Ich unterhalte mich nicht oft mit Leuten.« Ich biete ihm ein offenes Lächeln an und leiste Wiedergutmachung auf die einzige mir bekannte Weise: indem ich etwas von mir preisgebe, das ich für gewöhnlich hinter Schloss und Riegel halte. »Ich habe auch niemanden mehr«, gestehe ich. »Ich bin fünfundzwanzig, und meine Eltern sind beide tot. Sie werden nicht erleben, dass ich heirate. Ich werde ihnen kein Thanksgiving-Dinner kochen oder sie mit ihren Enkelkindern besuchen. Meine Schwestern sind völlig anders als ich – sie fahren ihre Kinder mit Minivans zum Fußballtraining und haben Jobs, in denen es Boni gibt –, und sie hassen mich, obwohl sie es nicht zugeben.« Die Worte sprudeln wie ein Wasserfall aus mir heraus, allein sie auszusprechen, kommt einem Ertrinken gleich. »Aber hauptsächlich habe ich deshalb niemanden.«

Und mit zitternder Hand schiebe ich meine Haare aus dem Gesicht.

Ich kenne jedes Detail, das er nun sieht. Die wulstige Narbe, die meinen linken Augenwinkel überlappt. Die silbernen Schattentmale, die meine Augenbraue in zwei Hälften teilt. Das puzzleartige Patchwork transplanteder Haut, das nicht zum Rest passen will. Mein auf der linken Seite nach oben gezogener Mund, weil mein Wangenknochen schief zusammengewachsen ist. Die kahle Stelle am Kopf, auf der keine Haare mehr nachwachsen und über die ich sorgfältig meine Stirnfransen kämme – das Gesicht eines Monsters.

Ich kann nicht sagen, warum ich mich Josef enthüllt habe, einem, der mir praktisch fremd ist. Vielleicht weil Einsamkeit ein Spiegel ist und man sich darin selbst erkennt. Meine Hand sinkt, und meine Haare bedecken meine Narbe wieder wie ein Vorhang. Ich wünschte, es wäre genauso einfach, die in mir verborgene Narbe zu überdecken.

Man muss Josef zugutehalten, dass er weder stöhnt noch zurückweicht. Mit festem Blick sieht er mich an. »Vielleicht«, erwidert er, »haben wir jetzt einander.«

Am nächsten Morgen fahre ich auf dem Heimweg von der Arbeit an Adams Haus vorbei. Ich parke auf der Straße, kurble mein Fenster herunter und starre auf die Fußballnetze, die über den Vorgarten gespannt sind, auf die Fußmatte, auf das umgefallene lindgrüne Fahrrad, das sich in der Einfahrt sonnt.

Ich male mir aus, wie es wäre, dort am Esszimmertisch zu sitzen, während Adam den Salat schleudert und ich die Pasta verteile. Ich frage mich, ob die Küchenwände gelb oder weiß sind, ob noch ein Laib Brot – vermutlich aus dem Supermarkt, denke ich nicht ganz vorurteilsfrei – auf der Arbeitsplatte liegt, nachdem sich jemand zum Frühstück French Toast gemacht hat.

Als die Tür aufgeht, fluche ich laut und rutsche tiefer in meinen Sitz, obwohl ich keinen Grund zu der Annahme habe, von Shannon entdeckt zu werden. Sie kommt aus dem Haus, schließt dabei den Reißverschluss ihrer Handtasche und drückt auf die Fernbedienung, um die Türen ihres Wagens zu entriegeln. »Nun mach schon«, ruft sie. »Wir kommen sonst noch zu spät zu unserem Termin.«

Gleich darauf kommt Grace heftig hustend herausgestolpert.

»Halt deine Hand vor den Mund«, sagt ihre Mutter.

Ich spüre, dass ich die Luft anhalte. Grace sieht aus wie eine Miniaturausgabe von Shannon – das gleiche goldblonde Haar, die gleichen zarten Gesichtszüge, selbst das gleiche Federn im Schritt. »Darf ich denn wirklich nicht mit ins Zeltlager?«, jammert Grace.

»Wenn du eine Bronchitis hast, nicht«, sagt Shannon, und dann steigen beide in den Wagen und fahren aus der Einfahrt.

Adam hat mir nicht erzählt, dass seine Tochter krank ist.

Aber warum sollte er auch? Auf diesen Teil seines Lebens habe ich keinen Anspruch.

Beim Losfahren wird mir klar, dass ich diese Flüge nach



Kansas City nicht buchen werde, dass ich sie niemals buchen werde.

Und anstatt nach Hause zu fahren, suche ich in meinem iPhone nach Josefs Adresse. Er wohnt am Ende einer kleinen Sackgasse, und nachdem ich eingeparkt habe und mir noch einen Grund für meinen Besuch überlege, klopft er bereits an mein Wagenfenster.

»Sie sind es also tatsächlich«, sagt Josef. Er hält Eva an der Leine. Sie umkreist ihn tänzelnd. »Was führt Sie in diese Gegend?«, fragt er.

Ich erwäge, den Zufall zu bemühen und zu sagen, dass ich falsch abgebogen sei. Oder eine Freundin hier in der Nähe habe. Sage dann aber doch die Wahrheit. »Sie«, sage ich.

Ein Lächeln breitet sich über seinem Gesicht aus. »Dann müssen Sie zum Tee bleiben«, bestimmt er.

Seine Wohnungseinrichtung ist ganz anders, als ich erwartet hatte. Es gibt Chintzsofas mit Spitzendeckchen über den Rückenlehnen, Fotos auf einem verstaubten Kaminsims, eine Sammlung von Hummelfiguren auf einem Regal. Die unsichtbaren Fingerabdrücke einer Frau sind allgegenwärtig. »Sie sind verheiratet«, murmele ich.

»Ich war es«, sagt Josef. »Mit Marta. Einundfünfzig sehr gute Jahre und ein nicht so gutes.«

Sicherlich war das der Grund, weshalb er in die Trauergruppe kam. »Das tut mir leid.«

»Mir auch«, sagt er mit Nachdruck. Er holt mit dem Löffel den Teebeutel aus seinem Becher, wickelt sorgsam den Faden darum und presst so den Beutel aus. »Am Mittwochabend hat sie mich immer darin erinnert, den Mülleimer nach draußen zu stellen. Das habe ich in fünfzig Jahren kein einziges Mal vergessen, aber sie hat mir dennoch keinen Vertrauensbonus gegeben. Das hat mich verrückt gemacht. Jetzt würde ich alles darum geben, wenn sie mich wieder daran erinnern würde.«

»Ich wäre beinahe aus dem College geflogen«, erwidere ich. »Doch meine Mutter hat sich in meinem Zimmer im Studenten-

heim einquartiert und mich aus dem Bett geholt und dazu gebracht, mit ihr zu lernen. Ich kam mir vor wie der größte Loser aller Zeiten. Aber jetzt weiß ich, was für ein Glück ich hatte.« Ich bücke mich und streichele Evas seidigen Kopf. »Josef?«, frage ich. »Haben Sie jemals das Gefühl gehabt, sie zu verlieren? Ich meine, dass Sie in Ihrem Kopf nicht mehr den Klang ihrer Stimme hören oder sich nicht mehr erinnern können, wie ihr Parfüm roch?«

Er schüttelt den Kopf. »Ich habe genau das gegenteilige Problem«, sagt er. »Ich kann ihn nicht vergessen.«

Mein Blick landet auf einem Schachspiel, das hinter Josef aufgebaut ist. Die Figuren sind alle kunstvoll geschnitzt: Bauern geformt wie kleine Einhörner, Türme wie Zentauren, ein Paar Pegasus Springer. Der Meerjungfrauenschwanz der Königin windet sich um den Sockel, der Vampirkönig wirft den Kopf in den Nacken und entblößt die Reißzähne. »Das ist ja unglaublich«, hauche ich und nähere mich, um es mir genauer anzusehen. »So etwas habe ich noch nie gesehen.«

Josef ist sichtlich amüsiert. »Das ist ja auch ein Unikat. Es ist ein Familienerbstück.«

Ich starre mit noch gesteigerter Bewunderung auf das Schachbrett mit der Einlegearbeit aus glatt ineinander übergehenden Kirschholz- und Walnussholzquadraten und bestaune die winzigen Edelsteinaugen der Meerjungfrau. »Es ist wunderschön.«

»Ja. Mein Bruder war sehr kunstfertig«, sagt Josef zärtlich.

»Er hat das gemacht?«

Ich nehme den Vampir in die Hand und streiche mit dem Finger über den glatt polierten Schädel dieses Geschöpfes. »Spielen Sie?«, frage ich.

»Schon seit Jahren nicht mehr. Marta hatte für dieses Spiel keine Geduld.« Er blickt hoch. »Und Sie?«

»Ich bin nicht gut darin. Man muss immer fünf Schritte im Voraus denken.«

»Alles eine Frage der Strategie«, sagt Josef. »Und man muss den König beschützen.«

»Was hat es mit diesen mythologischen Gestalten auf sich?«, will ich wissen.

»Mein Bruder glaubte an alle möglichen mythischen Wesen: Elfen, Drachen, Werwölfe – und seltsamerweise an Ehrenmänner.«

Ich muss an Adam denken, an seine Tochter, die hustet, während der Kinderarzt ihre Lungen abhört. »Vielleicht«, sage ich, »können Sie mir beibringen, was Sie wissen.«

Josef wird zum Stammgast in Our Daily Bread und kommt immer kurz vor Ladenschluss, sodass wir noch eine halbe Stunde plaudern können, bevor er in die Nacht entschwindet und ich meinen Arbeitstag beginne. Sobald Josef kommt, ruft Rocco in die Backstube und kündigt mir »meinen Freund« an. Mary bringt ihm aus der Pilgerstätte einen Ableger – eine Taglilie – mit und erklärt ihm, wie er diese in seinem Gärtchen einpflanzen soll. Für sie steht fest, dass ich Josef hinauslasse, nachdem sie abgeschlossen hat. Die anfangs nur für Eva gebackenen Hundebiskuits haben wir inzwischen in unser Sortiment aufgenommen.

Wir unterhalten uns über die Lehrer, die ich auf der Highschool hatte, als Josef noch dort tätig war – Mr. Muchnick, dessen Toupet einmal herabfiel, als er während der Aufsicht bei einem Zulassungstest für die Hochschule einschief; Ms. Fiero, die ihr Kleinkind mit in die Schule brachte, als die Kinderfrau krank wurde, und den kleinen Jungen in das Computerlabor steckte, damit er sich dort mit Spielen aus der *Sesamstraße* beschäftigte. Wir unterhalten uns über ein Strudelrezept seiner Großmutter. Er erzählt mir von Evas Vorgänger, einem Schnauzer namens Willie, der sich, wenn die Badezimmertür zufällig offen stand, wie eine Mumie mit Toilettenpapier einwickelte. Josef gibt zu, dass es schwer ist, die Stunden des Tages zu füllen, seitdem er nicht mehr arbeitet oder regelmäßig ehrenamtlich tätig ist.

Und ich: Ich ertappe mich dabei, dass ich ihm Dinge erzähle, die ich vor langer Zeit weggesperrt habe wie eine alte Jungfer ihre Aussteuer in der Truhe. Ich erzähle Josef von der Zeit, als meine

Mutter und ich gemeinsam einkaufen gingen und sie in einem viel zu engen Sommerkleid feststeckte, das wir dann kaufen mussten, um sie daraus befreien zu können. Und mir fällt wieder ein, dass wir uns noch Jahre später, wenn das Wort *Sommerkleid* fiel, vor Lachen nicht mehr einkriegten. Ich erzähle ihm, dass mein Vater uns Jahr für Jahr am Sederabend die Texte mit Donald-Duck-Stimme vortrug, nicht etwa aus mangelndem Respekt, sondern weil er seine kleinen Mädchen zum Lachen bringen wollte. Und ich berichte ihm, dass wir an unseren Geburtstagen von unserer Mutter zum Frühstück unser Lieblingsdessert serviert bekamen und sie, wenn wir Fieber hatten, durch bloßes Auflegen ihrer Hand auf zwei Zehntelgrad genau sagen konnte, wie hoch es war. Auch dass ich als kleines Mädchen überzeugt war, dass in meinem Schrank ein Ungeheuer lebte, erzähle ich ihm, und dass sich mein Vater einen Monat lang nachts aufrecht vor die Lamellentüren setzte, damit die Bestie nicht mitten in der Nacht ausbrechen konnte. Er erfährt von mir auch, dass meine Mutter mir beibrachte, wie man beim Bettenmachen das Laken korrekt unter der Matratze einschlug, und dass mein Vater mit mir das Weitspucken von Melonenkernen durch die Zähne übte. Jede Erinnerung ist eine Papierblume im Ärmel eines Zauberers, gerade eben noch unsichtbar und gleich darauf so gegenwärtig und blühend, dass ich mir nicht vorstellen kann, wieso sie sich die ganze Zeit versteckt hatte. Und wie die in die Welt entlassenen Papierblumen lassen sich auch die Erinnerungen unmöglich wieder wegstecken.

Ich stelle fest, dass ich Verabredungen mit Adam absage, um stattdessen bei Josef zu Hause eine Stunde Schach zu spielen, bis mir die Augen zufallen und ich heimfahren muss, um noch ein wenig Schlaf zu finden. Er bringt mir bei, wie ich die Mitte des Bretts kontrollieren kann. Dass ich Figuren nur opfern soll, wenn es unbedingt nötig ist, und nach eigenem Ermessen jedem Springer, Läufer und Turm Punktwerte geben soll, um diese Entscheidungen treffen zu können.

Während unseres Spiels stellt Josef mir Fragen. Ob meine Mut-

